

Hans-Peter Müller / Steffen Sigmund
(Hrsg.)



Max Weber

Handbuch

Leben – Werk – Wirkung

J.B.METZLER



J.B.METZLER

Herausgegeben von
Hans-Peter Müller
und Steffen Sigmund

Max Weber- Handbuch

Leben – Werk – Wirkung

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar

Die Herausgeber

Hans-Peter Müller ist Professor für Soziologie an der Humboldt Universität zu Berlin.
Steffen Sigmund ist Akademischer Direktor am Max-Weber-Institut für Soziologie der Universität Heidelberg.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-476-02432-9
ISBN 978-3-476-05308-4 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-476-05308-4

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2014 Springer-Verlag GmbH Deutschland
Ursprünglich erschienen bei J. B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 2014

www.metzlerverlag.de
info@metzlerverlag.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	IX	18. Lebenschance(n)	81
I. Zur Biographie: Person und Werk		19. Lebensführung	84
1. Das Jahr 2014	1	20. Legitimität	88
2. Biographie der Person	2	21. Macht und Herrschaft	90
3. Biographie des Werkes	7	22. Markt	93
4. Größe durch Unikalität: Das enigmatische Erbe Max Webers	26	23. Objektivität	96
II. Begriffe		24. Ordnung	98
1. Arbeit und Beruf	31	25. Partei	100
2. Beziehung, soziale	34	26. Politik.	103
3. Bürgertum	35	27. Protestantismus, asketischer	105
4. Bürokratie	38	28. Rationalität, Rationalisierung, Rationalismus	108
5. Charisma	42	29. Recht	114
6. Entzauberung und Säkularisierung	47	30. Repräsentation.	116
7. Erklären und Verstehen.	49	31. (Welt-)Religionen	117
8. Ethik (Gesinnungs- und Verantwortungsethik)	52	32. Schließung, soziale	122
9. Geld.	54	33. Sinn	125
10. Gemeinschaft(en) und Gesellschaft(en)	56	34. Sozialismus und soziale Frage	127
11. Handeln und Handlung	58	35. Staat.	133
12. Idealtyp.	63	36. Stadt	135
13. Ideen und Interessen	66	37. Verband und Betrieb	139
14. Kampf und Konflikt.	69	38. Wert(e), Wertdiskussion, Wertkonflikt	142
15. Kapitalismus	71	39. Wertsphären und Lebensordnungen	147
16. Klasse und Stand	75	40. Wert(urteils)freiheit.	150
17. Kultur.	79	41. Wirtschaft	152

III. Werke und Werkgruppen

A. Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Antike und des Mittelalters

1. *Zur Geschichte der Handelsgesellschaften im Mittelalter* (1889) 157
2. *Die römische Agrargeschichte in ihrer Bedeutung für das Staats- und Privatrecht* (1891). 163
3. *Die sozialen Gründe des Untergangs der antiken Kultur* (1896). 168
4. *Agrarverhältnisse im Altertum* (1909) . . . 163

B. Sozial-, Politik- und Wirtschaftsverfassung Deutschlands und Europas

1. *Die Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland* (1892) 178
2. *Börsenwesen. Schriften und Reden* (1893–1899) 184
3. *Zur Russischen Revolution von 1905* (1905–1912) 190
4. *Zur Psychophysik der industriellen Arbeit* (1908/09) 198
5. *Zur Politik im Weltkrieg* (1914–1918) . . . 201
6. *Zur Neuordnung Deutschlands* (1918–1920) 207
7. *Wissenschaft als Beruf* (1917/1919) 210
8. *Politik als Beruf* (1919) 216

C. Wissenschaftslehre

1. *Zur Logik und Methodik der Sozialwissenschaften* (1900–1907) 222
2. *Verstehende Soziologie und Werturteilsfreiheit* (1908–1920). 231
3. *Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis* (1904) . . 240

D. Religionssoziologische Werke

1. *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus* (1904–05; 1920) 245
2. *Vorbemerkung* (1920) 256
3. *Zwischenbetrachtung* (1915; 1920). 259
4. *Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen. Einleitung* (1915; 1920) 262
5. *Konfuzianismus und Taoismus* (1915; 1920) 265
6. *Hinduismus* (1916/17; 1921) 271
7. *Buddhismus* (1916/17; 1921) 275
8. *Das antike Judentum* (1917–1919; 1921) 279

E. Wirtschaft und Gesellschaft. Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte

1. *Gemeinschaften* (1921/22) 287
2. *Religiöse Gemeinschaften* (1921/22) 291
3. *Rechtssoziologie* (1922) 297
4. *Herrschaft* (1921) 301
5. *Die Stadt. Eine soziologische Untersuchung* (1913/14; 1921) 306
6. *Wirtschaft und Gesellschaft. Soziologie* (1919/20) 313

F. Weitere Schriften

1. *Die rationalen und soziologischen Grundlagen der Musik* (1921) 329
2. *Briefe* 334

IV. Diskussion

1. Von der okzidentalen Moderne zur multiplen Moderne? 349
2. Bürokratie als Schicksal? – Max Webers Bürokratiemodell im Lichte der *Organizational Studies* 354
3. Globalisierung und Europäisierung: Der Nationalstaat im Wandel 361

4. <i>Gouvernementalité</i> und <i>governance</i> : Max Webers Herrschaftssoziologie heute	365
5. Renaissance der Religion: Was wird aus Max Webers Entzauberungs- und Säkularisierungsthese?	368
6. Abendländischer Kapitalismus? – Zur Vergangenheit und Gegenwart eines Weberschen Grundbegriffs	375
7. Recht und Gesellschaft: Die Entwicklung des nationalen, europäischen und globalen Rechtskosmos	383
8. Bürgertum und Bürgerlichkeit: Max Webers Soziologie des Bürgertums im Lichte zeitgenössischer Entwicklungen	389
9. Arbeit, Beruf und Arbeitskraft: Wie verändert sich ihre Bedeutung im 21. Jahrhundert?	393
10. Der »Adel unserer Natur«: Max Weber als Erzieher und »political educator« . . .	399

V. Anhang

1. Zeittafel.	409
2. Max Weber-Gesamtausgabe	411
3. Siglen	412
4. Auswahlbibliographie.	413
5. Die Autorinnen und Autoren	419
6. Personenregister.	421

Vorwort

Max Weber (1864–1920), der ›Mythos von Heidelberg‹, gilt als ›Klassiker der Klassiker‹ in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Er legt ein großes Werk vor, das erst heute und hundert Jahre später dank der Max Weber-Gesamtausgabe (MWG) in seiner Größe, seinem Umfang und seiner Vielschichtigkeit entschlüsselt werden kann. Durch seinen unerwartet frühen Tod war es ihm nicht vergönnt, sein Werk in geordneter Form und nach eigenen Vorstellungen zu veröffentlichen. Das mussten andere Personen besorgen: Allen voran seine Ehefrau und intellektuelle Weggefährtin Marianne Weber, später unterstützt durch Johannes Winckelmann und Eduard Baumgarten, heute durch die Herausgeber der MWG.

Webers Studien zu Wirtschaft und Technik, Politik und Recht, Religion und Kultur von Antike, Mittelalter und Moderne bilden einen gewaltigen Torso, der bis zum heutigen Tag meist wie ein Steinbruch genutzt wurde. ›Schlag nach bei Max Weber‹ ist immer ein guter Ratschlag für jemanden, der in seiner eigenen Arbeit nicht vorankommt. Aber über dieser Steinbruch-Rezeption ist die Botschaft von Max Weber verlorengegangen. Seine Mission und Vision von Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft und seine historisch-soziologischen Konstellationsanalysen werden durch diese punktuelle Rezeption meist ausgeblendet, ja regelrecht vergessen. Seit einiger Zeit wachsen Bestrebungen, ein sogenanntes »Max Weber-Paradigma« in seinem Kern und seiner Gestalt nachzuzeichnen, um das Webersche Erbe für die zeitgenössische Soziologie zu erhalten. Noch ist es vor allem um die theoretischen und methodologischen Kernannahmen zentriert, was die Rede von einem Paradigma im Kuhnschen Sinne nahelegt. Seine reichhaltigen Analysen dagegen kommen einstweilen noch zu kurz. Gleiches gilt für die Botschaft von Webers Soziologie: Was genau hat uns Weber mit seinen Analysen eigentlich sagen wollen? Diese Frage ist bis heute umstritten und dürfte ein Grund dafür sein, warum eine nicht abreißende Flut von Sekundärliteratur national und international Jahr für Jahr veröffentlicht wird. Diese Flut dürfte zum 150. Geburtstag von Max Weber am 21. April 2014 sicherlich noch einmal ansteigen.

Anlässlich des 150. Geburtstages von Karl Marx schrieb Guenther Roth, dass »revolutionär gestimmte Leute [dessen Geburtstag] geziemender Weise durch Rebellion [feiern]. Für forschungsorientierte Soziologen geben Feiertag und rebellischer Alltag dagegen Anlaß zu kritischen Überlegungen, die als Aufforderung zur Forschung verstanden werden wollen« (G. Roth: Das historische Verhältnis der Weberschen Soziologie zum Marxismus. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 20 (1968), 429). Mit Blick auf das gegenwärtige Jubiläum von Max Weber und dessen Werk gilt dies in noch viel stärkerem Maße. Denn nicht disziplinäre Denkmalpflege oder ritualisierte Selbstvergewisserung sollten die Auseinandersetzung mit seinem Werk leiten, sondern Person und Werk bieten eine Fülle von theoretischen Herausforderungen und intellektuellen Anregungen, die eine intensive intellektuelle und forschungsorientierte Auseinandersetzung geradezu erzwingen. Webers Arbeiten sperren sich in gewisser Weise einer rein historischen Rekonstruktion und gewinnen ihre Kraft erst in Bezugnahme auf aktuelle Problemstellungen und theoretische Entwicklungen.

Das vorliegende Handbuch beansprucht nicht, alle offenen Fragen zu Person und Werk von Max Weber zu beantworten. Es will angesichts der fast fertig vorliegenden MWG sowohl eine aktuelle Bestandsaufnahme von Webers Werk und seiner zentralen Begriffe und Konzepte ermöglichen als auch sein großes Potential für die Analyse aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen oder die Weiterentwicklung theoretischer Fragen in unterschiedlichen Disziplinen deutlich machen. Wir sind überzeugt, dass es gerade Webers scharfe Begriffsbildung ist, die den Kultur- und Sozialwissenschaften heute von Nutzen sein könnte.

Das Handbuch ist in fünf Teile gegliedert: In einem ersten, knappen biographischen Teil beleuchten wir die Person wie auch das Werk von Max Weber und versuchen beides, *Person* und *Werk*, historisch und systematisch zu verorten. Allen denjenigen, die zum ersten Mal in Berührung mit Weber kommen, sei deshalb die Lektüre dieses ersten Teils als Einstieg empfohlen. Im zweiten Teil wird sein elabo-

rierter *Begriffsapparat* vorgestellt. Zwar war Weber der Auffassung, dass jede Zeit und jede Gesellschaft ihre eigenen Begriffe entwickeln würde. Da wir indes immer noch in einer modernen Gesellschaft leben, haben seine Begriffe an Aktualität und Gehalt nur wenig eingebüßt.

Im dritten Teil werden die *Werke und Werkgruppen* in längeren Einzeldarstellungen vorgeführt. Wir folgen im Großen und Ganzen der Max Weber-Gesamtausgabe. Zunächst werden seine Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte von Antike und Mittelalter besprochen. Sodann folgen seine zahlreichen Analysen zur Sozial-, Politik- und Wirtschaftsverfassung Deutschlands und Europas, die von den frühen Studien zur Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland bis zu seinen späten Vorträgen über Wissenschaft und Politik als Beruf reichen. Ferner gilt es, Webers *Wissenschaftslehre* in ihren wichtigsten Teilen vorzustellen, die seine Schriften zur Logik und Methodik der Sozialwissenschaften ebenso wie seinen Kampf um ›Wertfreiheit‹ und die Entwicklung der ›verstehenden Soziologie‹ umfassen. Im Zentrum dieser wissenschaftstheoretischen Überlegungen steht der berühmte *Objektivitätsaufsatz* aus dem Jahr 1904, das methodologische Manifest Max Webers, das wir ausführlich diskutieren.

Als vierte und fünfte Werkgruppe folgen seine Überlegungen zur Religion und zu Wirtschaft und Gesellschaft. Die Arbeiten zur Religion präsentieren Webers berühmtesten Text, die *Protestantische Ethik*, gefolgt von der *Vorbemerkung*, in der Weber sein Forschungsprogramm zum okzidentalen Rationalismus präsentiert. Der dritte Text in der religionssoziologischen Abteilung analysiert die *Zwischenbetrachtung*, in der Weber nicht nur seine Vorstellung von der *Wirtschaftsethik der Weltreligionen* systematisch entwickelt, sondern auch seine institutionelle Theorie der »Wertsphären und Lebensordnungen« nebst den potentiellen Wertkonflikten zwischen Religion und den säkularen Ordnungen von Wirtschaft, Politik, Ästhetik, Erotik und Wissenschaft. Der vierte Text behandelt Webers *Einleitung* in die *Wirtschaftsethik der Weltreligionen*, die seinen analytischen Bezugsrahmen präsentiert. Es folgen schließlich seine materialen Analysen zur Wirtschaftsethik der Weltreligionen, also Konfuzianismus und Taoismus, Hinduismus und Buddhismus sowie das antike Judentum.

Die fünfte Werkgruppe betrifft *Wirtschaft und Gesellschaft*. Weber war es noch vergönnt, den ersten Teil selbst für den Druck fertig zu machen. Er wird jetzt als *Wirtschaft und Gesellschaft. Soziologie* als ei-

genständiges Werk in der Max Weber-Gesamtausgabe präsentiert. Marianne Weber und Johannes Winkelmann hatten entschieden, unter *Wirtschaft und Gesellschaft* nicht nur diesen ersten, von Max Weber selbst noch in den Druck gegebenen, Teil zu publizieren, sondern die nachgelassenen Manuskripte als zweiten Band einfach anzuhängen. Band 1 sollte deshalb als systematischer Teil, Band 2 als historischer Teil von *Wirtschaft und Gesellschaft* gelten. In dieser zweibändigen Form hat das Werk seinen weltberühmten, klassischen Status gewonnen. Warum soll man einen Klassiker auseinandernehmen, der zu einem der zehn wichtigsten Bücher des 20. Jahrhunderts in der Soziologie gewählt wurde? Die Herausgeber der Max Weber-Gesamtausgabe haben indes entschieden, dass Weber selbst eine solche Anordnung wohl nie gewählt haben würde, sondern die nachgelassenen Manuskripte für den Druck noch einmal sorgfältig überarbeitet hätte. Deshalb behält in der neuen Textgestalt nur der erste Band diesen Titel und gilt als Webers »Soziologie«. Die nachgelassenen Manuskripte hingegen werden unter dem ursprünglichen Arbeitstitel »Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte« in fünf Einzelbände zerlegt: 1. »Gemeinschaften« (1921/22); 2. »Religiöse Gemeinschaften« (1921/22); 3. »Rechtssoziologie« (1922); 4. »Herrschaft« (1921); 5. »Die Stadt. Eine soziologische Untersuchung« (1913/14; 1921).

Den Abschluss dieses Teils bilden *Weitere Schriften*, unter denen wir Webers *Musikstudie* und seine *Briefe* gefasst haben. *Die rationalen und soziologischen Grundlagen der Musik* sind eine aufschlussreiche Schrift, die nicht nur musiktheoretisch Interessierte angeht. Denn Weber zeigt hier, dass ihm die Idee zur okzidentalen Rationalisierung beim Studium der abendländischen Musik gekommen ist. Max Weber, der aufgrund seiner jahrelangen Krankheit viel gereist ist, war ein fleißiger Briefeschreiber. Aufgrund des Umfangs und der Vielzahl wie Reichhaltigkeit der Kontakte kann man durchaus von einem eigenständigen »Briefwerk« sprechen. Hier wird nicht nur die Person Max Webers anschaulich, sondern die vielfältigen Konflikte und Auseinandersetzungen auf wissenschaftlichem wie politischem Gebiet, aber auch die enge Verbundenheit mit seiner Familie werden deutlich.

Es folgt ein vierter Teil, den wir *Diskussion* genannt haben und der die Anschlussfähigkeit weberianischen Denkens heute aufzeigen soll. Einen solchen Diskussionskontext, der die Aktualität wie Lebendigkeit seines Denkens demonstrieren soll, kann

man nur stichprobenartig angehen, da sonst Deliberation und Reflexion uferlos würden. Wir haben uns für zehn Stichworte entschieden, die von der okzidentalischen Moderne bis zu »Max Weber als Erzieher« reichen. Das Handbuch hätte seine Mission und Vision erfüllt, wenn es gelänge, Max Weber wieder als unseren Zeitgenossen zu empfinden. Spätestens dann würde auch mit seinem analytischen Instrumentarium tatsächlich wieder gearbeitet.

Im fünften Teil befindet sich der *Anhang*, in dem eine Zeittafel die wichtigsten Lebensdaten von Max Weber in Erinnerung ruft. Es folgt die Auflistung der Einzelbände der MWG und eine Liste der Siglen, die über die Abkürzungstechnik des Handbuchs informiert. Ferner ist ein Literaturverzeichnis angefügt, das sowohl die Primär- wie die wichtigste, wenn auch unvollständige Sekundärliteratur versammelt. Tatsächlich ist es unmöglich, die von manchen sogenannte weltweite »Interpretationsindustrie« von Max Weber zur Gänze darzustellen. Das hätte nicht nur den Umfang des Handbuchs gesprengt, sondern die Wahrscheinlichkeit wäre sehr groß geworden, dass wir etwas »vergessen« hätten. Selbst in abgespeckter Form mussten schmerzhaft Entscheidungen

genommen werden, so dass die Herausgeber an dieser Stelle um Nachsicht bitten, wenn die eine oder andere wichtige Sekundärliteratur am Ende doch unerwähnt bleibt. Eine Liste der Autorinnen und Autoren sowie ein Personenregister beschließen das Handbuch.

Ein Handbuch ist ein Kollektivunternehmen, bei dem viele Personen hilfreich mitgewirkt haben. Allen voran bedanken wir uns bei unseren Autorinnen und Autoren für ihre Begeisterung, uns bei diesem Handbuch zu unterstützen und ihre eigene Arbeit dafür zu unterbrechen. Ferner gebührt ein großer Dank Daniel Birkholz, Florian Eyert, Kerstin Fink, Uta Kühn, Christine Rüschemschmidt und Linus Westheuser, die uns nicht nur geholfen haben, den Überblick über die vielen eingegangenen Beiträge nebst ihrer verschiedenen Versionen zu behalten, sondern tatkräftig redaktionell mitgearbeitet haben. Zuletzt möchten wir Ute Hechtfisher vom Verlag J. B. Metzler sehr herzlich danken, die jeden unserer tastenden Schritte in der Produktion des Handbuchs mit Rat und Tat begleitet hat.

Hans-Peter Müller/Steffen Sigmund

I. Zur Biographie: Person und Werk

1. Das Jahr 2014

Das Jahr 2014 markiert die hundertjährige Wiederkehr des Ersten Weltkrieges. Es erinnert aber auch an den 150. Geburtstag von Max Weber. Das zufällige Zusammenfallen dieser beiden Ereignisse ist besonders aufschlussreich. Denn es ist die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, die das wilhelminische Kaiserreich zerstört und damit die Gesellschaft zu Fall bringt, in deren Kontext Max Weber vornehmlich gelebt und gewirkt hat. Das wilhelminische Zeitalter bringt die deutsche Reichseinigung unter konservativ-autoritär-militärischem Vorzeichen zustande mit einem Kaiser, seinem Hof, dem Militär als ›Staat im Staate‹ und einem genialen Reichskanzler Bismarck, der nach drei erfolgreichen Kriegen und der beherrzten Reichseinheit unter preußischer Vorherrschaft seither seine charismatische Herrschaft bis zum Jahr 1890 ausdehnt. Während Bismarck dem beunruhigten Europa seine Vorstellung von einem saturierten Deutschen Reich durch seine ausbalancierende Bündnispolitik vermitteln kann, schaltet er in der Innenpolitik auf Konflikt, wie der Kulturkampf gegen die Katholiken und die Sozialistengesetzgebung gegen die Sozialdemokraten als angeblich ›innere Reichsfeinde‹ zeigen. Nach außen stark, nach innen zerrissen, so stellt sich Bismarcks Erbe dar. Seit 1888 ist der neue Kaiser Wilhelm II. gewillt, das Steuer des Staatsschiffes mit willigen konservativen Kanzlern selbst zu ergreifen, und die Zeit der außenpolitischen Balance- und Bündnispolitik geht zu Ende.

Seither driften die Modernisierungskräfte in Gestalt von Wirtschaft, Wissenschaft und Technik auf der einen Seite und die reaktionären Beherrschungskräfte in Gestalt von Kaiser, Adel und Militär auf der anderen Seite in der wilhelminischen Gesellschaft immer weiter auseinander. Größe und Elend des Kaiserreichs treten somit deutlicher hervor. Es geht um weitere Traditionalisierung und Feudalisierung oder Modernisierung und Industrialisierung im Kampf zwischen dem preußischem Adel und dem erstarkenden Bürgertum und der Arbeiterklasse. Ei-

nerseits ist Deutschland zu einer wirtschaftlichen Großmacht herangewachsen, die seine europäische Konkurrenz hinter sich gelassen hat und auf Augenhöhe mit der anderen jungen Nation in der Neuen Welt, den Vereinigten Staaten von Amerika, steht. Andererseits sucht dieses deutsche Kaiserreich politisch unsicher nach seiner Rolle in Europa und der Welt, träumt von einem ›Platz an der Sonne‹, von Lebensraum und Vorherrschaft in Mitteleuropa und begibt sich durch den Dreibund mit Italien und dem seinem Untergang geweihten Habsburger Reich auf den absteigenden Ast der Geschichte.

Am Ende dieses Schlingerkurses steht der Beginn des Ersten Weltkrieges, die europäische Urkatastrophe, und die Kriegsniederlage wirft Deutschland auf den Status der politischen Bedeutungslosigkeit zurück. Die Revolution von 1918 und der Beginn der Weimarer Republik entsorgen zumindest den Traditionsballast, denn der Kaiser Deutschlands ist nach Holland geflohen, und so geht die Herrschaft der Hohenzollern sang- und klanglos zu Ende.

Max Weber ist ein durch und durch politischer Mensch, der schon in seinem bürgerlichen Elternhaus mit der nationalliberalen Partei und ihren Repräsentanten Bekanntschaft macht. Er ist ein aufrechter Patriot, dem Größe und Schicksal Deutschlands zur obersten Richtschnur politischen Denkens werden. Seine politische Sozialisation wird geprägt durch die Erfahrung mit den beiden Haupt- und Reizfiguren der Geschichte des Kaiserreichs: auf der einen Seite der eiserne Kanzler mit seinen Vorzügen, aber auch seinen unbestreitbaren Schwächen; auf der anderen Seite der jugendlich-nervöse Kaiser, der Deutschland mit allen Mitteln einen ›Platz an der Sonne‹ verschaffen will.

Soziologisch gesehen, entwickelt Weber ein agonales Verständnis von sozialer Wirklichkeit, in dem Konflikt und der ewige Kampf um Macht, Herrschaft und Einfluss in allen gesellschaftlichen Lebensbereichen dominieren. Im Zentrum seines Ansatzes steht deshalb seine Herrschaftssoziologie, die die Formen und Konstellationen von Machtgefügen nebst ihren Rechtsformen und Verwaltungsapparaten in der Geschichte zu untersuchen erlaubt. Flan-

kiert werden Politik und Herrschaft durch Wirtschaft, Technik und Kapitalismus auf der einen Seite, Kultur, Religion und Wissenschaft auf der anderen Seite. Der Kapitalismus als Antriebsmotor der modernen Gesellschaft gilt Weber als »schicksalsvollste[] Macht des modernen Lebens« (RS I, 4) und avanciert zum Anathema seiner Soziologie. Religion, Wissenschaft und Kultur hingegen sind die Mächte, die dem sozialen Leben und der Lebensführung der Menschen erst Sinn und Bedeutung verleihen. ›Was soll ich tun?‹ und ›Wie soll ich leben?‹ – sind Fragen, die klassischerweise die Religion als zentrale Lebensführungsmacht vor allem vormoderner Gesellschaften zu beantworten hatte. Die neuzeitliche Wissenschaft leistet Hilfestellung für das soziale Leben und für die individuelle Lebensführung, weil sie durch wachsende Erkenntnis und Technik immer weitere Bereiche der Gesellschaft mit dem Prinzip der Berechenbarkeit beherrschbar macht. So gesehen, werden Wirtschaft, Politik und Kultur in Antike, Mittelalter und Moderne je einzeln und in ihrem Zusammenspiel thematisch in Webers Werk und spannen einen weit gesteckten Forschungskosmos in seinen Arbeiten auf.

Gerade weil Weber als Kind seiner Zeit einerseits ein wilhelminischer Mensch ist, andererseits aber sein Interesse als moderner Mensch auf die Ambivalenzen, Widersprüche und Konflikte der Moderne richtet, steht er uns fern und ist uns fremd, um zugleich nah und vertraut zu erscheinen. Er wirkt fern und fremd, weil die genuinen Probleme und Spannungen des wilhelminischen Kaiserreichs heute allenfalls noch ein historisches Interesse zu wecken vermögen. Er wirkt überraschend nah und vertraut, wenn er, über den Tellerrand seiner wilhelminischen Zeit hinausblickend, die Eigenart und Einzigartigkeit der modernen Gesellschaft im Werden kongenial in Augenschein zu nehmen vermag.

Zur genaueren Bestimmung von Person und Werk in seinen jeweiligen kontextuellen Bezügen wenden wir uns zunächst der Biographie von Max Weber zu. In einem zweiten Schritt beleuchten wir dann genealogisch und systematisch Struktur und Entwicklung seines Werkes und suchen es in den zeitgeschichtlichen, kultur- und wissenschaftsgeschichtlichen Bedingungen einzubetten. In einem dritten resümierenden Schritt nähern wir uns Größe und Unikalität von Max Weber. Diese Einführung soll ein erster Einstieg in und ein kleiner Führer durch die ungeheuer weite Forschungslandschaft von Max Weber sein.

2. Biographie der Person

Am 21. April 1864 wird Max Weber in Erfurt als erstes von acht Kindern in die großbürgerliche Familie von Max Weber sen. und Helene Fallenstein geboren. Sein Vater ist Jurist, stammt seinerseits aus dem Bielefelder Handelspatriziat, ist Magistrat in Erfurt, um dann 1869 Stadtrat in Berlin zu werden und eine Karriere in der Nationalliberalen Partei im Preussischen Abgeordnetenhaus zu beginnen. Max Weber sen. verkörpert den Typus eines bürgerlichen Politikers, pragmatisch, tagespolitisch orientiert, also das, was man mit Wolfgang Mommsen (1974a,b) als ›selbstzufriedenen Honoratiorenliberalismus‹ bezeichnen könnte. Sein persönlicher Hedonismus und seine Lebenslust kollidieren immer wieder mit den pietistisch gefärbten Überzeugungen der Mutter. Denn Helene Fallenstein, deren Großvater Regierungsrat und später geheimer Finanzrat im Berliner Ministerium war, verfügt über eine hohe Bildung, durchaus untypisch für Frauen dieser Zeit, und setzt sich vor allem mit religiösen und sozialen Problemen auseinander. Ihr Engagement für die Armen führt zur Etablierung einer Armenverwaltung innerhalb der Charlottenburger Stadtverwaltung.

Max gilt als großes Sorgenkind, erkrankt mit vier Jahren an Meningitis, hat einen mächtigen Schädel, so dass man schon Angst vor einer Wasserkopfbildung hatte, und wird folglich von der Mutter übervorsichtig und protektiv erzogen. Gleichzeitig macht Max schon früh sein Recht als Erstgeborener geltend und fühlt sich in der Rolle als Kronprinz, aber auch als Vermittler in Streitfällen zwischen Eltern und Kindern. Als Jugendlicher in Berlin gilt er als verschlossen, nimmt die Welt vorwiegend durch die Brille seiner Familie und Verwandtschaft wahr. Er gilt als emotional gehemmt, zumal er sich schwer tut, Gefühle zu zeigen. Intellektuell nimmt er eine rasante Entwicklung: Mit 13 Jahren hat er Schopenhauer, Spinoza, Kant gelesen, das Werk von Goethe heimlich unter der Schulbank. Mit 15 Jahren hat er sämtliche antike Klassiker verschlungen wie Homer, Herodot, Vergil, Lucius, Cicero und Sallust. Wie er selbst von sich meinte: »Ich bin intellektuell früh, in allem übrigen aber sehr spät reif geworden« (zit. nach Fügen 1985, 18).

Im Jahr 1882 legt er sein Abitur am Königlichen Kaiserin-Augusta-Gymnasium in Charlottenburg ab und beginnt mit dem Studium der Jurisprudenz, Geschichte, Philosophie, Theologie und Nationalökonomie. Zunächst verbringt er drei Semester in Hei-

delberg, 1883 absolviert er eine einjährige Militärzeit in Straßburg. Dort verbringt er viel Zeit in der Familie Baumgarten. Sein Onkel Hermann Baumgarten, ein alter 48er-Liberaler, wird zu einer Art Ersatzvater und Mentor für den politisch aufgeschlossenen Max. Danach studiert er 1883/84 zwei Semester Jura in Berlin, um dann noch ein Vorbereitungssemester in Göttingen dranzuhängen.

Max Weber ist ein vielseitiger und fleißiger Student. Auf Wunsch seines Vaters schließt er sich der Burschenschaft Alemannia in Heidelberg an, stellt seine ›Satisfaktionsfähigkeit‹ auf dem Paukboden unter Beweis und frönt durchaus gern dem harten Renommiertrinken im burschenschaftlichen Kreis. 1886 macht er sein juristisches Staatsexamen, um dann auch aus pekuniären Gründen bis 1893, dem Jahr seiner Heirat, ins Elternhaus nach Berlin in die Charlottenburger Villa zurückzukehren. Er muss weitere sieben Jahre, in denen er bis zum dreißigsten Lebensjahr eine verlängerte ›Postadoleszenz‹, wie man das heute wohl nennen würde, unter dem Dach des patriarchalischen Vaters und der seelisch dominanten Mutter verbringen – fürwahr eine narzisstische Kränkung für den »Kronprinzen« und ältesten Sohn, der eine glänzende Universitätskarriere anzustreben sich anschickt.

1889 promoviert er bei Levin Goldschmidt über die *Entwicklung des Solidarhaftprinzips der offenen Handelsgesellschaften in den italienischen Städten*, 1891 folgt die Habilitation bei August Meitzen mit einer Arbeit über *Römische Agrargeschichte*.

In diesem Jahr kommt auch die junge Marianne Schnitger nach Berlin, die von Webers Mutter wie eine Tochter aufgenommen wird. Auch Max und Marianne kommen sich näher. Doch Weber muss zunächst ein Verlobungsversprechen aus seiner Straßburger Zeit mit Emmy Baumgarten lösen, bevor er an eine Heirat mit Marianne Schnitger denken kann. Sein Werbungsbrief an Marianne lautet wie folgt:

»Hoch geht die Sturmflut der Leidenschaften und es ist dunkel um uns, – komm mit mir, mein hochherziger Kamerad, aus dem stillen Hafen der Resignation, hinaus auf die hohe See, wo im Ringen der Seelen die Menschen wachsen und das Vergängliche von ihnen fällt. Aber *bedenke*: im Kopf und Busen des Seemanns muß es klar sein, wenn es unter ihm brandet. Keine phantasievolle Hingabe an unklare und mystische Seelenstimmungen dürfen wir in uns dulden. Denn wenn die Empfindung Dir hoch geht, mußt Du sie bändigen, um mit nüchternem Sinn Dich steuern zu können« (Weber 1989, 190).

So sah sein Heiratsantrag aus, der von Erfolg gekrönt war, denn die Hochzeit folgte am 20. September

1893 in Oerlinghausen. Das Ergebnis war eine Kameradschaftsehe, die wohl sexuell niemals vollzogen wurde. Weber hatte Hemmungen, konnte sich nicht überwinden, und es sollte dauern, bis er die Erotik für sich entdeckte, dann aber nicht mit seiner Ehefrau.

»Max Weber und die Frauen«, ist ein besonderes Thema, wie Ingrid Gilcher-Holtey (1988) in ihrer Studie gezeigt hat. Es waren maßgeblich vier Frauen, die für Webers Entwicklung bedeutsam waren: (1) Seine Mutter Helene, die er als Heilige verehrt und geliebt sowie gegen die patriarchalische Anspruchshaltung des Vaters in Schutz genommen hat. (2) Seine Frau Marianne, mit der er eine lebenslange, unverbrüchliche Beziehung auf der Basis einer Gefährtenschaft einging. (3) Mina Tobler, eine Schweizer Pianistin und Klavierlehrerin in Heidelberg, zu der er sich erotisch-sinnlich seit 1907 hingezogen fühlt (vgl. Lepsius 2004). Sie ist es, die sein Interesse an moderner Musik, Malerei, Plastik und Literatur zu wecken versteht. Im Zuge dieser Kunstphase fertigt er seine Studie über *Die rationalen und soziologischen Grundlagen der Musik* an. (4) Else Richthofen-Jaffé, die erste Studentin von Weber, die zunächst mit seinem jüngeren Bruder Alfred, ebenfalls einem bekannten Soziologen, liiert ist, dann den vermögenden Edgar Jaffé heiratet, mit der erotischen Bewegung von Otto Groß in Berührung kommt und mit dem Guru der freien Liebe ein Kind zeugt, worüber ihre Ehe mit Edgar Jaffé zerbricht (vgl. Green 1980). 1910 setzt wieder ihre freie Beziehung zu Alfred ein. Im Jahr 1917 hingegen beginnt sie ein erotisches Verhältnis mit Max, um dann nach dessen Tod schließlich doch mit Alfred den Lebensabend zu verbringen.

Im Kontext dieser Frauen durchlief Weber einen Sozialisations- und Lernprozess infolge dessen er, noch verheiratet mit Marianne, aber leidenschaftlich liiert mit Else, in der *Zwischenbetrachtung* seiner Religionssoziologie der Erotik den Status einer eigenständigen und mächtigen Lebenssphäre zuwies.

»Gerade darin: in der Unbegründbarkeit und Unerschöpfbarkeit des eigenen, durch kein Mittel kommunikablen, *darin* dem mystischen ›Haben‹ gleichartigen Erlebnisses, und nicht nur vermöge der Intensität seines Erlebens, sondern der unmittelbar besessenen Realität nach, weiß sich der Liebende in den jedem rationalen Bemühen ewig unzugänglichen Kern des wahrhaft Lebendigen eingepflanzt, den kalten Skeletthänden rationaler Ordnungen ebenso völlig entronnen wie der Stumpfheit des Alltags« (RS I, 560 f.).

Am Ende seines Lebens wird Max Weber in Absprache mit den drei Frauen seines Lebens noch die

Widmungen der *Gesammelten Aufsätze zur Religionssoziologie* absprechen: Band I mit Protestantismus und Konfuzianismus ist seiner Frau Marianne gewidmet mit dem Zusatz »bis ins Pianissimo des höchsten Alters«; Band II über Hinduismus und Buddhismus ist Mina Tobler zugeeignet; Band III über das antike Judentum ist Else Jaffé-Richthofen zugeeignet.

Nach der Heirat mit Marianne 1893 beginnt Webers steiler beruflicher Aufstieg. Im gleichen Jahr, im Alter von 29 Jahren, wird er zunächst außerordentlicher Professor für Handels- und deutsches Recht an der Berliner Universität, um bereits 1894 einen Ruf als Ordinarius für Nationalökonomie in Freiburg zu erhalten. 1896 folgt er dem Ruf auf den renommierten Lehrstuhl von Karl Knies in Heidelberg. Alles läuft auf eine glänzende, in festen bildungsbürgerlichen Bahnen eingeschiente Karriere hinaus, wenn es nicht zum tödlichen Konflikt mit dem Vater gekommen wäre.

1897 besuchen Webers Eltern das junge Paar in Heidelberg. Zum ersten Mal traut sich der Sohn, dem Vater zu widersprechen. Stein des Anstoßes ist dessen autoritär-patriarchal-despotisches Verhalten, und Weber klagt ihn an, die persönliche Freiheit der Mutter zu beschneiden und ihren Seelenfrieden zu stören. Nach dem Disput wirft er den Vater hinaus, der allein nach Berlin zurückkehrt. Nach wenigen Wochen auf einer Reise nach Riga verstirbt Max Weber senior, ohne dass sich Vater und Sohn noch ausgesöhnt hätten. Diese Last erträgt Max Weber junior nicht, mit der Folge, dass er 1898 zusammenbricht. Die unheimliche Krankheit, eine schwere Nervenkrise, die ihn völlig lahmlegt, führt zum Rückzug aus der Universität. Zwischen 1900 und 1902 ist Weber kaum in Heidelberg. Vielmehr wechseln sich längere Aufenthalte in Sanatorien, Reisen und »stumpfes Brüten« ab. Die Genesung schreitet nur langsam voran, so dass Weber nicht mehr wissenschaftlich arbeiten kann. Angesichts seiner Krankheit ist er freigesetzt vom Beruf und führt ein unstetes Reise- und Wanderleben. 1903 scheidet er endgültig aus dem Heidelberger Amt aus und wird Honorarprofessor mit Lehrauftrag, aber ohne Promotionsrecht und auch ohne Mitspracherecht in seiner Fakultät.

Dieses »Schicksal« hatte bemerkenswerte Folgen. Max Weber, der große Kultur- und Sozialwissenschaftler und einer der größten Denker des 19. und 20. Jahrhunderts in einer Reihe mit Marx, Nietzsche, Freud und Einstein – wird Privatgelehrter und privatisiert. Aus heutiger Perspektive muss man diese Privatisierung als Glücksfall ansehen. Ohne diesen

Rückzug und die Chance zu großer Muße dürfte die Nachwelt wohl kaum dieses umfassende Werk besitzen. Weber hatte es trotz dieses Schicksalsschlages nicht schlecht getroffen in seiner Villa am Heidelberger Neckarufer mit Blick auf das Schloss, dem üppigen Erbe seiner Frau und damit die Chance zu zahlreichen Reisen in die Sonne, wann immer er den depressiven Wirkungen des deutschen Dunkelweters entkommen musste: Krankheit als Flucht, Krankheit als Chance zu einem großen Werk, Krankheit als Lebensform. Freilich ist das die Sichtweise der Nachgeborenen. Für Weber selbst markierte diese Phase eine tiefe Zäsur in seinem Leben. Nach dem titanenhaften Aufstieg des Götterliebings des wilhelminischen Wissenschaftssystems folgte der tiefe Absturz in Krankheit und Depression, von der er sich zwar erholen sollte, aber nie mehr genesen konnte. Von nun an befand er sich gleichsam am anderen Ufer, ist doch die Welt der Kranken wie durch eine Scheidewand von der Welt der Gesunden getrennt.

Das Jahr 1904 markiert den Wiedereintritt von Max Weber in den Kosmos der Wissenschaft und des Diskurses. Auf Einladung von Hugo Münsterberg reist er zu einem wissenschaftlichen Kongress im Rahmen der Weltausstellung nach St. Louis, Missouri, und hält seinen ersten akademischen Vortrag seit sechseinhalb Jahren über »Deutsche Agrarprobleme«. Tief beeindruckt von den USA als Modell moderner Gesellschaft (Kamphausen 2002; Müller 2012; Offe 2004; Scaff 2013), macht er fast die gleiche Rundreise wie Alexis de Tocqueville ein dreiviertel Jahrhundert vor ihm. Im gleichen Jahr übernimmt er mit Edgar Jaffé und Werner Sombart die Zeitschrift *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* und publiziert dort auch gleich seinen berühmten *Objektivitätsaufsatz*, in dem er die methodologischen Grundlagen seiner Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft darlegt. 1904 erscheint auch seine berühmte *Protestantische Ethik*. Seine These einer Wahlverwandtschaft zwischen Protestantismus und Kapitalismus sollte eine lange Kontroverse auslösen.

1909 gehört er zu den Gründungsmitgliedern der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und bezeichnet sich von da an auch endgültig als Soziologe. Im Frühjahr 1913 und 1914 reist er nach Ascona am Lago Maggiore, um am Monte Verità das Treiben von Anarchisten, Naturmenschen und Vegetariern zu beobachten, vor allem natürlich Otto Groß und Erich Mühsam. Er legt seine anfänglichen Ressentiments ab und beginnt die lebensreformerischen Bewegungen zu verstehen. Es scheint sich so etwas wie

eine Empathie zwischen dem Nervenpatienten und den alternativen Lebensweisen zivilisationsmüder Aussteiger anzubahnen.

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 unterbricht er seine wissenschaftliche Arbeit, da er als Reserveoffizier zum Dienst in das Lazarett von Heidelberg eingezogen wird. Weber, der zunächst die allgemeine Kriegsbegeisterung mit den meisten Deutschen teilt, wird schon bald skeptisch, vor allem angesichts der rasch ausufernden Kriegszielforderungen der Ultrarechten ab 1916. Bis zum Kriegsende 1918 hofft er noch auf eine halbwegs faire Friedensregelung, die Kriegsniederlage trifft ihn dann tief. Wie Lord Keynes auf englischer Seite, nimmt Max Weber 1919 als Mitglied der deutschen Friedensdelegation an den Verhandlungen zum Versailler Vertrag teil. Und ähnlich wie Keynes, der die französische Intransigenz und den naiven amerikanischen Idealismus Wilsonscher Prägung in seinem Buch *The Economic Consequences of the Peace* (1919) aus demselben Jahr kritisiert, in dem er den Zweiten Weltkrieg nach diesem Knebelfrieden für die Deutschen quasi voraussagt, kehrt auch Weber sehr besorgt aus Versailles zurück. Er mischt sich aktiv in die Politik ein, wird Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei, arbeitet an der Weimarer Reichsverfassung mit und tritt für die Parlamentarisierung in Deutschland unter Führung eines vom Volk gewählten Reichspräsidenten ein.

1918 kehrt er auch an die Universität zurück und nimmt probeweise einen Lehrstuhl für Nationalökonomie in Wien an, um dann 1919 als Nachfolger von Lujo Brentano nach München zu wechseln, auch und vor allem, um in der Nähe von Else Jaffé-Richtofen sein zu können, die nach Wolfratshausen gezogen war. Den privaten Konflikt zwischen ehelicher Gefährtentreue und freier leidenschaftlicher Erotik muss er am Ende nicht mehr lösen. Die Wahl zwischen den beiden Frauen bleibt ihm erspart, denn er stirbt überraschend infolge einer zu spät behandelten Lungenentzündung am 14. Juni 1920 in München.

Dieser knappe Abriss vermag lediglich die Skizze eines Lebensbildes von Max Weber zu geben, die nur die wichtigsten Ereignisse und Stationen seines Lebens schildern, aber bei weitem nicht den Facettenreichtum seiner Persönlichkeit ausschöpfen kann. Lange Zeit war eine umfassende und erschöpfende Biographie zu Leben *und* Werk von Max Weber ein Desiderat. So sind wir immer noch auf das Werk seiner Ehefrau und intellektuellen Weggefährtin Marianne Weber (1989) angewiesen, die in *Max We-*

ber. Ein Lebensbild ein unvergessliches und großartiges Porträt ihres Mannes und des Gelehrten Weber in seiner Zeit gezeichnet hat. Guenther Roth (2001) hat *Max Webers deutsch-englische Familiengeschichte 1800–1950* nachgezeichnet, die den Kreis reicher deutsch-englischer Handelsfamilien, denen Max Weber entstammt, lebendig werden lässt. Vor kurzem hat Joachim Radkau (2005) ein breit angelegtes und ehrgeiziges Werk vorgelegt, um Max Webers *Leidenschaft des Denkens* auf fast 1000 Seiten nachzuvollziehen. Das Ergebnis ist ein profundes Lese- und Nachschlagewerk, aber keine Biographie aus einem Guss. Im Vorgriff auf seine große Biographie hat Dirk Kaesler (2011) seinen »kleinen Weber« vorgelegt, der zuverlässig über dessen Leben und Wirken informiert. Sie vermag wohl die kleine, aber feine Biographie Webers von Hans Norbert Fügen (1985) in der rororo-Reihe zu ersetzen. Es bleibt abzuwarten, ob die »große« Weber-Biographie von Kaesler, die 2014 erscheint, die vielen ungeklärten Fragen, die um Leben und Werk Max Webers ranken, beseitigen wird (vgl. Kaesler 2014). In seinem Buch *Max Weber in Amerika* hat jüngst Lawrence Scaff (2013) nicht nur ein gelungenes Porträt von Webers Amerikareise im Jahre 1904 geliefert, sondern auch die Rezeption von Weber in den USA rekonstruiert. Es zeigt, wie wichtig der Rückimport von Weber aus den USA nach Europa war, um seine Stellung als Klassiker zu bekräftigen. Jürgen Kaube (2014) hat eine fulminante Biographie vorgelegt, die geschickt Person und Werk verknüpft und den gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Kontext klug ausleuchtet. Dieses flüssig geschriebene Porträt hat das Zeug, Max Weber auch wieder einem breiteren Publikum nahezubringen.

Versucht man, sich schließlich einen Reim auf die Person von Max Weber zu machen, so wird man unwillkürlich an Immanuel Kants (1983, 41) berühmten Ausspruch aus seiner *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* von 1784 erinnert: »aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts ganz Gerades gezimmert werden«. Im Fall Webers fallen gerade die Antinomien seiner Persönlichkeit und seiner Existenz ins Auge, die diesen Menschen zeit seines Lebens fast zerrissen hätten.

So war Weber einerseits nüchtern, sachlich, asketisch und diszipliniert, und in diesem Teil seiner Persönlichkeit näherte er sich dem Gesamthabitus des Puritaners und seiner methodisch-rationalen Lebensführung an, wie er ihn in seiner *Protestantischen Ethik* beschrieben hat. Als Gelehrter verfocht

er vehement das Postulat der Wertfreiheit, plädierte für wissenschaftliche Redlichkeit und Rechtschaffenheit, denn der Wissenschaftler kennt nur einen Wert, den der Wahrheit. Alle kulturellen, politischen und ethischen Erwägungen oder gar Vorschriften der ›politischen Korrektheit‹, wie sie Öffentlichkeit, Politik und Geistes- und Sozialwissenschaften heute durchziehen, wären ihm ein unerträgliches Gräuel gewesen. Mit dieser objektiven und unparteilichen Haltung, *sine ira et studio*, zeichnete ihn eine unglaublich zielsichere wissenschaftliche und politische Urteilskraft aus, die nicht nur für seine Mitmenschen, sondern auch heute noch einen Gutteil der Faszination von Max Weber ausmachen. Selbst da, wo Weber sich geirrt hat, irrte er noch überzeugend.

Andererseits wohnten, wie in Goethes berühmtem Drama des *Faust*, zwei Seelen in seiner Brust: eine enorme Leidenschaftlichkeit, wenn auch mit Unterdrückung und Hemmungen im Gefühlsausdruck verbunden, ›kleine Laster‹, sei es sein Alkoholproblem, das ihm als Spätfolge seiner Existenz als Burschenschafter lange Jahre zu schaffen machte, sei es sein unbefangener Drogenkonsum, denn ähnlich wie Freud probierte Weber jede Droge aus, wenn sie ihm Linderung von seiner Krankheit zu verschaffen versprach. Schließlich kam auch noch seine spät entdeckte erotische Leidenschaft hinzu, die Verwicklungen auslöste, welche die Grundlage seiner bürgerlichen Lebensführung zu zerstören drohten. Ähnlich wie Goethe, der sich auch nochmals gehäutet und im fortgeschrittenen Alter seine erotische Erfüllung gefunden hatte, träumte auch Max Weber von mehr und anderem als der Gefährtenehe, als er sich auf eine intime Beziehung mit Else Jaffé-Richtofen (vgl. Green 1980) einließ – einer in jeder Hinsicht lebens- und liebeserfahrenen Frau.

Diese Ambivalenz, die wir in Webers Persönlichkeitsstruktur ausmachen können, kehrt auch in der systematischen Ambivalenz seiner Beurteilung der westlichen Moderne wieder. Auf der einen Seite ist da der bürgerliche Berufs-, Karriere- und Erfolgsmensch, der sich zu einer methodisch-rationalen Lebensführung zu disziplinieren, fast möchte man sagen, zu vergewaltigen vermag. Das ist die eine Seite der Medaille – der Vorzeige-Weber, wie man ihm in hagiographischer Absicht bei vielen verehrungswilligen Interpreten, die auf den Spuren seiner Ehefrau Marianne wandeln, begegnen kann: Weber, der heroische Titan und »Mythos von Heidelberg«, wie er genannt wurde. Auf der anderen Seite ist da der Fluchtmensch, die Leidenschaft, die Sehnsucht

nach einer anderen Lebensform, nach Aus- und Aufbruch zu neuen Ufern, ein fast schon Bergson-scher »élan vital«, der das Vernunftgehäuse moderner Hörigkeit aufzusprengen suchte: Weber, der leidenschaftliche und zerrissene Mensch. Das ›Faszinum Weber‹, seine Größe und Ambivalenz, seine Kraft und seine Zerrissenheit, sein Genie und seine Dämonie, wird im Spiegel seiner Zeitgenossen deutlich (vgl. Ando 2003; Ay/Borchardt 2006; König/Winkelmann 1985). Daher rührt sein Interesse für den Monte Verità und die Lebensreformbewegung (Gebhardt 1994), seine Beschäftigung mit der Russischen Revolution und dem Anarchismus (vgl. Whimster 1999), seine Vorliebe für neue Formen der Kunst, überhaupt seine Beschäftigung mit Formen und Funktionen des Charismas, das die routinisierte Erstarrung gesellschaftlichen Lebens aufzusprengen vermag.

Es ist dieser Kampf mit sich selbst, mit der Askese und der Leidenschaft, mit den ›Forderungen des Tages‹ und dem Leiden, aber auch mit den gesellschaftlichen Wertsphären und Lebensordnungen, deren ›Götter‹ an den modernen Menschen unvereinbare, ja widersprüchliche Anforderungen stellen, die sich nicht ohne weiteres im Sinne einer Synthese oder eines höheren Wertes im Rahmen einer komplexen Lebensführung versöhnen lassen, die seiner Person eine durchaus tragische Note verleihen. Dieser tragische Grundzug kehrt auch in seinem Werk wieder.

3. Biographie des Werkes

Die Geburt eines Klassikers?

Als Max Weber im Jahre 1920 plötzlich und unvermutet stirbt, ist die Bestürzung seiner Zeitgenossen denkbar groß und allgemein. Wie die zahlreichen Nachrufe (vgl. König/Winckelmann 1985) zeigen, wird vor allem der großen Person, dem großen Deutschen und der intellektuellen Lichtgestalt nachgetrauert. Von seinem Werk dagegen ist kaum die Rede. Natürlich kannte man die Debatte um die *Protestantische Ethik*; wirtschafts- und sozialpolitische Kreise hatten seine *Enqueten zu den Land- und Industriearbeitern* verfolgt, ökonomisch interessierte Kreise seine Schriften über *die Börse* zur Kenntnis genommen. Aber dass Weber ein Werk vorgelegt hatte, das ihn zum Klassiker der Kultur- und Sozialwissenschaften machen sollte, blieb seinen Zeitgenossen erst einmal verborgen. Selbst Menschen, die ihm nahestanden und dann ihr eigenes wissenschaftliches Arbeiten unter den Stern dieses großen Mannes stellen sollten, waren ahnungslos. Karl Jaspers bemerkt in seiner Gedenkrede auf Max Weber vor Heidelberger Studenten im Jahre 1920 lapidar:

»Sieht man sein *Werk* an, wie es vorliegt, so findet man eine Fülle einzelner Arbeiten. Aber eigentlich sind alle *Fragmente*. [...] Es ist kaum je ein Buch von ihm erschienen, früher einmal die Römische Agrargeschichte, eine Broschüre über die Börse, in den letzten Jahren einige Vorträge als Hefte, sonst nichts. Alles andere steckt in Zeitschriften, Archiven, Zeitungen« (Jaspers 1988, 32f.).

Vor diesem Hintergrund fragt sich Jaspers zu Recht: »Ist es möglich, angesichts dieses fragmentarischen Charakters Max Weber als den geistigen Gipfel der Zeit zu empfinden?« Seine weiteren Ausführungen machen indes unmissverständlich klar, dass dies für ihn eine rein rhetorische Frage ist. Jaspers sieht in Weber einen Philosophen, der den Geist der Zeit in sich verkörpert. »Einen existentiellen Philosophen aber haben wir in Weber leibhaftig gesehen. Während andere Menschen wesentlich nur ihr persönliches Schicksal kennen, wirkte in seiner weiten Seele das Schicksal der Zeit. [...] Der Makroanthropos unserer Welt stand in ihm gleichsam persönlich vor uns« (ebd., 36f.).

Am Beginn der Rezeption schlägt die große Persönlichkeit also das große Werk. Erst dank der Herausgebertätigkeit von Marianne Weber, Johannes Winckelmann und den heutigen Herausgebern der Gesamtausgabe Horst Baier, M. Rainer Lepsius,

Wolfgang J. Mommsen, Wolfgang Schluchter, Johannes Winckelmann sowie neuerdings Gangolf Hübinger wurde nach und nach der Umfang des Werkes von Max Weber einer größeren wissenschaftlichen Öffentlichkeit im In- und Ausland bekannt. Allmählich trat die Person hinter das voluminöse Œuvre zurück, auch wenn die Neugier auf Leben und Leiden Max Webers bis zum heutigen Tage ungebrochen ist. Wir können die weit verzweigte Rezeption seines Werkes an dieser Stelle nicht nachzeichnen.

Als der junge amerikanische Soziologe Talcott Parsons in den 1920er Jahren für ein Jahr zum Studium nach Heidelberg kommt, trifft er noch auf seinen Bruder Alfred und macht zum ersten Mal Bekanntschaft mit den Arbeiten von Max Weber. An der London School of Economics, an der er zuvor studiert hatte, war dessen Name kein einziges Mal gefallen. Parsons macht es sich zu seiner Lebensaufgabe, das Werk Max Webers einem anglo-amerikanischen Publikum näherzubringen. Er übersetzt *Wirtschaft und Gesellschaft* mit A. M. Henderson und legt mit seiner Theoriegeschichte in systematischer Absicht, der zweibändigen Studie *The Structure of Social Action* (1937/1968), eine bis heute mustergültige Interpretation von Webers Ansatz vor. Andere soziologische Emigranten aus Deutschland beteiligten sich an dieser Herkulesaufgabe. Reinhard Bendix (1964) legte eine erste Werkbiographie vor, die weltweit großen Einfluss auf die Rezeption nehmen sollte. Guenther Roth und Claus Wittich (1968) lieferten die erste vollständige Übersetzung von *Wirtschaft und Gesellschaft*, während Hans Gerth und C. Wright Mills den Auswahlband *From Max Weber* (1984) zusammenstellten, mit dem bis zum heutigen Tag die Studierenden an amerikanischen Universitäten in das Werk von Weber eingeschult werden.

In Frankreich ist es vor allem Raymond Aron zu verdanken, dass Weber als einer der wichtigsten deutschen Soziologen bereits Ende der 1920er Jahre vorgestellt wird. Aron hatte die Zeit seines Studiums in Deutschland dazu genutzt, die wichtigsten Vertreter einer deutschen Soziologie wie Ferdinand Tönnies, Georg Simmel und Max Weber zu studieren. Sein kleines Büchlein wurde so einflussreich, dass es nach dem Zweiten Weltkrieg auch in die deutsche Sprache (Aron 1953) übersetzt wurde. Max Weber figurierte auch prominent in Arons (1971) zweibändiger Theoriegeschichte *Hauptströmungen des soziologischen Denkens*. Da Aron aber als Gegenspieler von Jean-Paul Sartre als konservativer Sozialwissenschaftler in Frankreich galt, wurde diese Charakterisierung mit abträglichen Folgen für die Rezeption auch auf Max

Weber übertragen. Erst der junge Pierre Bourdieu, der seine Studien zur Kabylei mit Hilfe von Webers *Protestantismus-Studie* schrieb, sollte in Frankreich für ein neues Bild von Weber als kritischem Soziologen (vgl. Colliot-Thélène 2006) sorgen.

In Deutschland hingegen nahm die Rezeption von Max Weber erst nach dem Zweiten Weltkrieg richtig Fahrt auf. Man kann ohne Übertreibung feststellen, dass Max Weber aus Amerika nach Deutschland reimportiert wurde. Vor allem im Gefolge des Soziologentages von 1964 in Heidelberg (Stammer 1965) anlässlich des hundertsten Geburtstags von Max Weber setzte eine intensive Diskussion ein, die seither nicht abgerissen ist. Mittlerweile hat diese intensive Interpretations- und Rezeptionstätigkeit zur Herausbildung eines *Max-Weber-Paradigmas* (vgl. Albert u. a. 2003) geführt. Wie hell der Stern von Max Weber am Himmel der Soziologie mittlerweile leuchtet, demonstriert die Wahl der International Sociological Association im Jahre 1998, denn unter den zehn wichtigsten Büchern des 20. Jahrhunderts rangieren zwei Studien von Max Weber: *Die protestantische Ethik* und *Wirtschaft und Gesellschaft*.

Dennoch sollte Karl Jaspers am Ende mit seiner Einschätzung Recht behalten. Auch jetzt, wo das Werk Max Webers durch die Gesamtausgabe mustergültig erschlossen wird, entpuppt es sich als großes ›Fragment‹. Tatsächlich ist sein Œuvre ein riesengroßer Torso, wie die Max Weber-Gesamtausgabe (MWG) zum ersten Mal in anschaulicher Weise deutlich macht. Angesichts seiner Komplexität und Vielgestaltigkeit kann man sein Werk genealogisch (Schluchter 1980; 1988a; 2006) oder systematisch (Kaesler 1995) angehen. Das vorliegende Handbuch verfolgt insgesamt eine systematische Logik, die das Œuvre in sechs Werke und Werkgruppen in Anlehnung an die MWG zerlegt:

1. Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte von Antike und Mittelalter;
2. Studien zur Sozial-, Politik- und Wirtschaftsverfassung Deutschlands und Europas;
3. Wissenschaftslehre;
4. Religionssoziologische Werke;
5. Wirtschaft und Gesellschaft;
6. Weitere Schriften (die Musiksoziologie und die Briefe).

Diese Einleitung sucht deshalb eine Werkgenealogie in systematischer Absicht vorzulegen, um sowohl den einzelnen Phasen im Werk Rechnung zu tragen, wie auch deren systematischen Ertrag für das Gesamtwerk Webers deutlich zu machen. Wir haben

dabei eine bewusst asymmetrische und teilweise selektive Darstellungsweise gewählt und die Parteien stärker hervorgehoben, die wenig bekannt sind. So gerät etwa die *Protestantische Ethik* recht knapp, weil berühmt, während die *Agrarverhältnisse im Altertum* – sonst nur den Fachgelehrten geläufig – hier ausführlich geschildert wird, enthält sie doch schon früh eine ›Soziologie‹ der antiken Gesellschaft.

Man kann Max Webers Werk in drei große Phasen (Schluchter 1980; 2006) einteilen, wenn man anerkennt, dass es Überschneidungen gibt und Weber seine Texte Jahre später zwecks Publikation grundlegend überarbeitet hat. Das gilt zum Beispiel für seinen Beitrag zum *Handwörterbuch der Staatswissenschaften* über die *Agrarverhältnisse im Altertum*: In der ersten Auflage von 1897 umfasst er 18, in der zweiten Auflage von 1898 bereits 28 Seiten, um in der dritten Auflage von 1908 auf den Umfang von 136 Seiten anzuschwellen, was einer Buchlänge von 300 Seiten entspricht. Da dieser buchlange Artikel Webers Überlegungen zur Wirtschafts- Politik- und Sozialwelt der Antike beschließt, gehört er sachlich in die erste Phase seines Schaffens, obgleich er bereits auf die Sozialökonomie des Kapitalismus der zweiten Phase verweist.

Die erste Phase erstreckt sich von 1889 bis 1898; die zweite Phase beginnt 1904 und reicht bis zum Jahr 1910; die dritte Phase umfasst die Jahre zwischen 1910 und 1920.

Die erste Phase (1889–1898)

Max Webers erste Schaffensphase scheint auf den ersten Blick noch nicht recht erkennen zu lassen, dass hier das größte Werk der klassischen Soziologie entstehen sollte. Vielmehr fallen in diese Periode seine Qualifikationsarbeiten einerseits, seine ersten eigenständigen Publikationen andererseits. Doch dieser Schein trügt. Denn schon hier lässt sich thematisch Webers Interesse erkennen, das auch seine künftige Arbeit anleiten sollte. Ihn interessieren Formen der Agrarwirtschaft, ja des Agrarkapitalismus in Geschichte und Gegenwart. Von dieser Problematik, die er vergleichend in Antike, Mittelalter und Neuzeit analysiert, hofft er, Erkenntnisgewinne zu ziehen für die Agrarprobleme des Kaiserreiches. Marianne Weber, die seine Arbeiten bereits im Jahr 1924 als *Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* herausgibt, bemerkt in ihrem Vorwort zu Recht: »Agrargeschichtliche und agrarpolitische Probleme beschäftigen Weber während seiner ganzen ersten Produktionsphase« (GASW, Vorwort, III).

Dissertation und Habilitation

Bereits seine Dissertation *Zur Geschichte der Handelsgesellschaften im Mittelalter* (1889) ist im strengen Sinne keine rein juristische Arbeit, sondern behandelt rechtliche, wirtschaftliche und soziale Zusammenhänge mit Blick auf die Entstehung des Kapitalismus. Weber fragt nach der historischen Entstehung dieser Wirtschafts- und Betriebsform, indem er die Trennung von Familien- und Betriebsvermögen untersucht und zugleich prüft, ob mehr Elemente aus dem römischen oder germanischen Recht in diesem Prozess entscheidend sind.

Seine Habilitationsschrift knüpft an die Forschung von August Meitzen an und behandelt *Die römische Agrargeschichte in ihrer Bedeutung für das Staats- und Privatrecht* (1891). Anhand des umkämpften *ager publicus*, also des Landes in Gemeinbesitz, sucht Weber den Wandel vom ursprünglichen Gemein- zum Privateigentum nachzuzeichnen. Hier wie schon in der Dissertation geht es ihm um den Zusammenhang von Wirtschaft und Recht, dem römischen Agrarkapitalismus und dem Institut des Privateigentums, wobei er auch die sozialen Aspekte, wie die problematische Lage der Bauern, nicht außer Acht lässt.

Kultur und Gesellschaft der Antike

Seine Studie über *Die sozialen Gründe des Untergangs der antiken Kultur* (1896) unternimmt den kühnen Versuch, den Untergang Roms, »jene *Kulturdämmerung* in der antiken Welt«, als »die innere Selbstauflösung einer alten Kultur« (GASW, 290 f.) zu rekonstruieren. Er weist alle typischen Dekadenzargumente (Luxus, Despotismus, Emanzipation der Frau, Barbareneinfälle etc.) zurück und behauptet stattdessen, dass es gerade die »Befriedung des antiken Kulturkreises« (ebd., 299) durch die Beendigung der römischen Expansionskriege gewesen ist, welche den Strom von Sklaven als billige Arbeitskräfte im Römischen Reich versiegen ließ. Und auch hier berücksichtigt Weber die gesellschaftlichen Faktoren der spätrömischen Sozialstruktur:

»Die *ständische Gliederung* hatte an Stelle des alten einfachen Gegensatzes von Freien und Unfreien begonnen. Eine in ihren einzelnen Stadien fast unmerkliche Entwicklung führte dazu, weil die ökonomischen Verhältnisse dahin drängten. Die Entwicklung der *feudalen Gesellschaft* lag in der Luft schon des spätrömischen Reiches« (ebd., 303).

Vollends als Experten für die sozialökonomischen Verhältnisse der Antike zeigt ihn sein Artikel *Agrar-*

verhältnisse im Altertum für das *Handwörterbuch der Staatswissenschaften*, den er mit jeder Auflage kräftig auf Buchlänge (ebd., 1–288) erweiterte. In seiner Einleitung entwickelte Weber in Grundzügen eine ökonomische Theorie der antiken Staatenwelt, die neben dem regionalen Vergleich Okzident – Orient den historischen Vergleich zwischen Antike und Mittelalter heranzieht und die Begrifflichkeit (Kapitalismus, Feudalismus usw.) testet. Seine Problemstellung ausweitend zu einer »Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Altertums« (ebd., 1, Fn 1), analysiert er das Verhältnis zwischen Wirtschafts-, Arbeits-, Militär- und Staatsverfassung sowie der Sozialstruktur, welche die Agrarverhältnisse hervorbringen. Im Vergleich zu ostasiatischen Kulturvölkern geht im Okzident das Sesshaftwerden mit dem Wechsel von Viehzucht zu Ackerbau, der Entstehung von primitiven Flurgemeinschaften (Mark, Allmende) und eines starken »Individualismus« des Herdenbesitzes« (ebd., 2) einher. Was den Vergleich von Antike und Mittelalter anbetrifft, so unterscheidet sich der antike Stadtfeudalismus deutlich vom mittelalterlich-ländlichen Feudalismus. Trotz markanter Unterschiede plädiert Weber für die Verwendung der Kategorie »Feudalismus«, denn er fragt sich,

»warum nicht *alle* jene soziale Institutionen, welchen die Herausdifferenzierung einer für den Krieg oder den Königsdienst lebenden Herrenschaft und ihre Sustentation durch privilegierten Landbesitz, Renten oder Fronen der abhängigen waffenlosen Bevölkerung zugrunde liegt, in den Begriff einbezogen werden sollten, die Amtslehen in Aegypten und Babylon ebensogut wie die spartanische Verfassung« (ebd., 3).

Wenn man indes für eine weite Begriffsverwendung plädiert, dann muss man neben den Gemeinsamkeiten stets auch die genauen Unterschiede in den Formen des Feudalismus herausarbeiten. Denn:

»Es wäre nichts gefährlicher, als sich die Verhältnisse der Antike »modern« vorzustellen: wer dies tut, der unterschätzt, wie dies oft genug geschieht, die Differenziertheit der Gebilde, welche auch bei uns schon das Mittelalter – aber eben in *seiner* Art – auf dem Gebiet des Kapitalrechts hervorgebracht hatte, und welche *dennoch* an dem Abstand seiner Wirtschaftsverfassung von der unsrigen nichts ändern« (ebd., 10).

Wie steht es mit dem Kapitalismus: »kennt das Altertum (in einem kulturhistorisch relevanten Maß) kapitalistische Wirtschaft?« (ebd., 12). Das ist natürlich eine Frage der Definition.

»Wenn man [...] den Begriff der »kapitalistischen Wirtschaft« nicht unmotivierterweise auf eine bestimmte Kapitalverwertungsart: die Ausnutzung fremder Arbeit

durch Vertrag mit dem ›freien‹ Arbeiter, beschränkt – also *soziale* Merkmale hineinträgt –, sondern ihn, als rein ökonomischen Inhalts, überall da gelten läßt, wo Besitzobjekte, die Gegenstand des *Verkehrs* sind, von Privaten zum Zweck verkehrswirtschaftlichen *Erwerbes* benutzt werden, – dann steht nichts fester als ein recht weitgehend ›kapitalistisches‹ Gepräge ganzer – und gerade der ›größten‹ – Epochen der antiken Geschichte« (ebd., 15 f.).

Freilich variieren die Erfolgchancen des antiken Kapitalismus mit dem Ausmaß der Edelmetallvorräte, der ökonomischen Eigenart kapitalistisch genutzten Sklavenbesitzes und dem politischen Schicksal der Länder. Letztlich stieß sich dieser politische Kapitalismus an mächtigen

»Hemmnisse[n]: 1. an der *politischen* Eigenart der antiken Gemeinwesen [...], 2. an der [...] *ökonomischen* Eigenart der Antike, nämlich [...] an den Schranken der *Marktproduktion* infolge der verkehrstechnisch gegebenen Grenzen der (ökonomischen) Transportfähigkeit der Güter von und in das Binnenland, – an der, in der *Sache* liegenden, ökonomisch bedingten Labilität des Kapitalbestandes und der Kapitalbildung, – an der technischen Schranke der Ausnutzbarkeit von Sklavenarbeit im Großbetrieb, – endlich auch an den Schranken der ›Rechenhaftigkeit‹, welche in ersten Linie gegeben sind durch die Unmöglichkeit strengen Kalküls bei Verwendung von Sklavenarbeit« (ebd., 31 f.).

Zu diesen mannigfaltigen Schranken kommt noch das fehlende Arbeitsethos hinzu, dessen puritanisch-asketische Ausprägung Weber für den Aufstieg des modernen Kapitalismus u. a. verantwortlich machen wird:

»Andererseits fehlte jede ethische Verklärung der Erwerbsarbeit, zu der sich nur im Kynismus und in dem hellenistisch-orientalischen Kleinbürgertum leise Ansätze finden. Die Stütze, welche die Rationalisierung und Oekonomisierung des Lebens an der wesentlich religiös motivierten ›Berufsethik‹ der beginnenden Neuzeit fand, mangelte dem antiken ›Wirtschaftsmenschen‹« (ebd., 33).

Es braucht nicht zu verwundern, dass Ansätze zu Kapitalismus in der Antike gleich wieder im Keim erstickt werden, denn Staat und Politik, Militär und Krieg schlugen die Wirtschaft allemal.

»Die, für die Masse der Untertanen, so wohlthätige *Ordnung* der Monarchie war eben der Tod der kapitalistischen Entwicklung und alles dessen, was auf ihr ruhte. Die Sklaverei als Trägerin kapitalistischen *Erwerbes* tritt dann weit zurück, die Neubildung privater mobiler Kapitalvermögen erlischt, da der Stimulus der Verwertungschancen *unter* das, bei der Konstitution des antiken Kapitals, unerläßliche Minimum sinkt, reglementierte und verwaltungsrechtlich gebundene, aber der privatrechtlichen Form nach ›freie‹, Arbeit tritt in den Vor-

dergrund der ökonomischen Struktur. Wo überdies die Monarchie *theokratischen* Charakter annimmt, da kann sich auch der in solchen Fällen nie ausbleibende religiöse und staatsgesetzliche ›Schutz der Schwachen‹ – wie es im Orient der Fall war – zu einer ziemlich festen Schranke kapitalistischer Menschenverwertung entwickeln« (ebd., 31).

Auf der Basis dieser systematischen Vorüberlegungen folgen dann die materialen Teile, welche die Agrargeschichte Mesopotamiens, Ägyptens, Israels, Griechenlands und Roms ausführlich schildern. Im letzten Teil resümiert Weber seine Studie zur Wirtschafts-, Sozial- und Politikgeschichte der Antike:

»Durch den Schutz ihrer *Untertanen* einerseits, durch die *Befriedung* der Welt andererseits, setzte das Kaiserreich den Kapitalismus auf den Aussterbeetat. Schrumpfen des Sklavenmarktes, Schwinden all jener Chancen, die der Kampf zwischen Polis und Polis bot, Schwinden der gewaltsamen Monopolisierungen von Handelswegen durch die einzelnen Poleis, Verstopfung überhaupt der *privaten* Ausbeutung von Domänen und Untertanen, das bedeutete für den Kapitalismus des Altertums die Entziehung seines Nährbodens. Daß er vollends im diokletianischen Leiturgiestaat keinen archimedischen Punkt für die Verankerung seines Gewinnstrebens fand, ist selbstverständlich. Die bürokratische Ordnung tötete, wie jede politische Initiative der Untertanen, so auch die *ökonomische*, für welche ja die entsprechenden Chancen fehlten. Jeder Kapitalismus verwandelt ›*Vermögen*‹ der besitzenden Schichten in ›*Kapital*‹, – das Kaiserreich schaltete ›*Kapital*‹ aus und hielt sich, wie der ptolemäische Staat, an das ›*Vermögen*‹ der besitzenden Schichten. Mit ihrem *Besitz*, nicht mehr, wie in der antiken Polis, mit Speer und Panzer, hatten die besitzenden Klassen ihm jetzt, als Garanten seiner Einkünfte und Staatsbedürfnisse, zu dienen« (ebd., 276 f.).

Weber vergleicht am Ende das Verhältnis von Kapitalismus und Bürokratie in Antike und Moderne: »[...] während im Altertum die Politik der Polis den ›Schrittmacher‹ für den Kapitalismus bilden mußte, ist heute der Kapitalismus Schrittmacher der *Bürokratisierung der Wirtschaft*« (ebd., 276 f.).

Anhand dieser ausführlichen Schilderung wird deutlich, dass Weber nicht nur ein ausgewiesener Kenner der Antike war, sondern dass die *Agrarverhältnisse im Altertum* eine regelrechte ›Soziologie der antiken Gesellschaft‹ darstellen. Ansatz und Analysen sind so bahnbrechend, dass sie auch heute noch die historiographische Forschung inspirieren (vgl. Meier 1988). Ferner offenbart sich bereits in diesen Frühschriften die Eigenart seines Denkens, was Themen, Methoden und Analysetechnik anbetrifft. Weber hat hier schon die *Themen* gefunden, die ihn weiterhin beschäftigen werden: Kapitalismus und Bürokratie, Staat und Militär sowie die Einbettung der Wirtschaft. Auch seine *Methode*, die er me-

thodologisch erst in seiner *Wissenschaftslehre* explizit ausarbeiten wird, ist im Kern bereits am Werk: Die Verwendung allgemeiner Begriffe wie Kapitalismus oder Feudalismus zur Anleitung der Analyse bei gleichzeitigem Augenmerk auf den ›differenzierten Gebilden‹ sowie den »Verschiebungen«, »die, trotz aller Parallelen, hervortreten, und die Gleichartigkeiten nur benutzen, um die *Eigenart* jedes von beiden Entwicklungskreisen gegenüber dem anderen zu ermitteln« (ebd., 257). Allgemeine Begriffe und die Herausarbeitung der ›Eigenart‹ eines Phänomens – diese Methodik wird Weber später mit Hilfe seiner ›Idealtypen‹ als ›historisches Individuum‹ bezeichnen. Schließlich unterstreichen diese Studien auch seine Analysetechnik. Weber interessiert sich nicht primär für Ereignisgeschichte, sondern für Struktur- oder besser Gesellschaftsgeschichte. Sein Augenmerk ist auf das Studium von Institutionen, ihre Entstehung und Wirkungsweise gerichtet, und zugleich sucht er ihre wechselseitige Verschlingung zu einer institutionellen Konstellation und Konfiguration herauszuarbeiten. Zudem weist diese Studie voraus auf seine Überlegungen über *Die Stadt* (1921) und seine *Wirtschaftsgeschichte* (1923).

Gerade in der Soziologie wird der ›frühe‹ Weber gern beiseite gelassen mit dem Hinweis, dass die eigentliche Webersche Soziologie erst nach seiner Krankheit und mithin zu Beginn des 20. Jahrhunderts (vgl. Tenbruck 1988) einsetzen würde. Das frühe Werk hingegen sei bloß historisch bzw. rechtsgeschichtlich orientiert und insofern soziologisch unergiebig. Diese Auffassung hält einer näheren Prüfung indes nicht stand. Im Gegenteil: Auch der junge Weber ist schon ganz bei sich und verfolgt zielstrebig seine problemorientierten institutionellen Analysen mit einer klar geschnittenen und wohlumgrenzten Fragestellung. Was uns den Stoff heute so fremd macht, ist der Gegenstand, die antike Gesellschaft, und der Problemfokus, agrarwirtschaftliche und agrarpolitische Probleme. Wem das so fremd erscheint, der vergisst leicht, dass fast der gesamte Zeitraum der dokumentierten Menschheitsgeschichte (Christian 2004; Lenski 1973; Mann 1986) durch agrarisch geprägte Gesellschaften beherrscht wurde. Struktur-, Herrschafts- und Ungleichheitsprobleme dieser Formationen waren Agrarprobleme: Wer besitzt welchen Boden, wie und warum und wer kann seine Erträge wie zur Herrschaftsausübung nutzen? Es kommt aber noch ein markanter Unterschied in den Bildungswelten hinzu zwischen Webers und unserer Zeit. Dem wil-

helminischen Bildungsbürgertum war dank humanistischer Bildung die Antike in ganz anderer Weise präsent als heutigen Sozialwissenschaftlern. Die Folie für Vergleiche von Vergangenheit und Gegenwart waren nicht Mittelalter und Neuzeit, sondern Antike und Moderne. Man konnte von den Agrarproblemen im alten Rom zu denjenigen des deutschen Ostens übergehen, um die Parallelen zu notieren, ohne freilich die tiefer liegenden Unterschiede zu übersehen.

Die Landarbeiterstudie

Bereits im Jahr 1888 war Max Weber dem Verein für Socialpolitik beigetreten. Dieser Kreis von wirtschafts- und sozialgeschichtlich arbeitenden Ökonomen, die allesamt der älteren historischen Schule der Nationalökonomie angehörten, strengten Studien zu sozialen Fragen an und wollten auf solider wirtschafts- und sozialwissenschaftlicher Basis Staat und Regierung in Fragen der Sozialpolitik beraten und Vorschläge für politische Reformen unterbreiten. Unter der Federführung von Gustav Schmoller und Adolph Wagner wurden empirische Untersuchungen zur sozialen Lage von Berufsgruppen durchgeführt, vor allem natürlich der Arbeiter, um Antworten auf die drückende ›soziale Frage‹ zu geben. Diese wissenschaftliche und praktisch-politische Ausrichtung trug der Gruppierung um Schmoller und Wagner recht bald den Spitznamen ›Kathedersozialisten‹ ein, da sie vom Katheder ihrer Universitäten herab einem breiteren Publikum Reformideen schmackhaft zu machen versuchten.

Im Jahr 1890 regte der Verein für Socialpolitik eine Studie über die Landarbeiter an. In dieser Enquete über »Die Verhältnisse der Landarbeiter in Deutschland« war es Max Weber, der die empirische Analyse zur Situation der Landarbeiter in Ostdeutschland – unter Einschluss von Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien, Brandenburg, Mecklenburg und Lauenburg – durchführte. 1892 stellt Weber seine Ergebnisse in einer 891-seitigen Studie vor. Mit Blick auf die Sozialstruktur der Landwirtschaft vertrat er die These, dass sich die Bevölkerungsschichtung Ostdeutschlands in einem Prozess massiver Umstrukturierung befinde. Bevor er die empirischen Resultate im Einzelnen vorstellt, analysiert er die Arbeitsverfassung und das Gefüge der verschiedenen sozialen Positionen in der ostdeutschen Landwirtschaft.

Das notorische Grundproblem landwirtschaftlicher Produktionsweise bestehe in den Variationen

im Arbeitsaufkommen je nach saisonalen Schwankungen und der Fruchtbarkeit des Bodens. Dieses Problem werde durch zwei Typen von Arbeitern zu lösen versucht: Auf der einen Seite durch Vertragsarbeiter, die sich wiederum in das Gesinde auf dem Hof, die ›Deputatisten‹, die für landwirtschaftliche Beamte arbeiten, und die sog. ›Instleute‹ oder Guts-tagelöhner unterteilen lassen. Auf der anderen Seite durch die sogenannten ›freien‹ Arbeiter, die ohne Kontrakt für eine variable Zeit anheuern, unter ihnen viele russische oder polnische Wanderarbeiter. Wenn diese verschiedenen Typen die ländliche Arbeitsorganisation ausmachen, wie ändert sich diese Sozialstruktur über die Zeit? Und wie beeinflussen diese Entwicklungen die ländliche Arbeitsverfassung in Ostdeutschland?

Webers Hauptinteresse gilt den Instleuten, die eine wesentliche Rolle spielen. Sie lassen sich mit ihrer ganzen Familie nebst ein oder zwei Knechten auf dem Gut nieder, und die gesamte Gruppe arbeitet für den Gutsherrn. Das ›Gehalt‹ setzt sich zusammen aus einem Lohn, Naturalien, Boden zur exklusiven Eigennutzung und einem gewissen Anteil am Gesamtertrag des Gutes. Diese besondere Arbeitsbeziehung zieht eine eigenartige soziale Stellung nach sich: Auf der einen Seite haben die Instleute keinen reinen Arbeitsvertrag, etwa nach dem Modell der ›freien Lohnarbeit‹, sondern ihre Position ist eingebettet in eine Herrschaftsbeziehung, weil der Gutsbesitzer über die gesamte Gruppe für seine Zwecke verfügt. Auf der anderen Seite handelt es sich nicht um eine reine Lohnarbeitsbeziehung, da die Instleute an den Erträgen des Bodens beteiligt sind. Sie sind also Arbeiter, Kleinunternehmer und Knechte in einem, aber aufgrund dieser höchst heterogenen motivationalen Gemengelage teilen sie viele Interessen mit dem Gutsbesitzer, was normalerweise die Basis für eine kooperative Beziehung abgeben sollte.

In seinen materialen Analysen untersucht Weber die Fruchtbarkeit des Bodens, die Entwicklung der Besitzverhältnisse und die Verteilung der unterschiedlichen Arbeitstypen über die Güter im Osten. Ferner betrachtet er die Arbeitsbedingungen im Detail und die materiellen Versorgungsleistungen, welche die verschiedenen Kategorien von Arbeitern erreichen. Was er als ›Mastertrend‹ identifiziert, ist die Transformation von einer patriarchalischen in eine kapitalistische Arbeitsorganisation, also den Übergang von der Tradition in die Moderne. Ökonomische Kräfte, wie der internationale Wettbewerb auf den landwirtschaftlichen Märkten, und gesellschaftliche Kräfte, vor allem die ›Emanzipation‹ der

Landarbeiter von patriarchaler Herrschaft, tragen dazu bei, die alte feudale Arbeitsverfassung zu untergraben. Denn Gutsbesitzer nutzen immer häufiger Wanderarbeiter, die einfach entlassen werden können sowie keinen Anspruch auf Versorgungs- und Sozialleistungen jeglicher Art haben, deren Löhne aber nicht unbedingt niedriger sind. Landarbeiter im Gegenzug präferieren mehr und mehr, als Arbeiter angesehen zu werden und nicht als Kleinunternehmer, die das Risiko der Ertragsentwicklung mittragen müssen. Obgleich Gesinde, Knechte und Instleute ökonomisch besser gestellt sind, so Webers aufschlussreiche Beobachtung, ziehen sie ›moderne‹ Lohnarbeitsbedingungen in gesellschaftlicher Hinsicht patriarchaler Bevormundung vor. Gegen Marx' Verelendungsthese kann Weber zeigen, dass zumindest für die Landarbeit und ihre Verfassung Geld nicht alles ist. Ganz im Gegenteil, die ländliche Arbeiterschaft präferiert die geringer bezahlte Lohnarbeit, die aber ›frei‹ macht, gegenüber der sicheren, aber patriarchalisch-feudalen Arbeitsbeziehung. Die soziale Frage war demnach nicht nur ein urbanes oder industrielles Problem, sondern ein ländliches und landwirtschaftliches, arbeiteten doch 1881 noch 47 % der Erwerbsbevölkerung Deutschlands in agrarischen Berufsfeldern.

Die Börse

Nicht mit der Seite der Arbeit, sondern mit dem Kapital und seinen Finanztransaktionsweisen befasst sich Weber in seinen Studien *Die Börse* für Friedrich Naumanns Reihe »Göttinger Arbeiterbibliothek«. Ihm kommt es vor allem darauf an, das populäre Vorurteil zu zerstreuen, bei der Börse handele es sich um »eine Art Verschwörerklub zu Lug und Betrug auf Kosten des redlich arbeitenden Volkes«. Zudem, so Weber, gefährdet eine Arbeiterbewegung nichts mehr, als sich »unpraktische, in Unkenntnis tatsächlicher Verhältnisse gesteckte Ziele« zu setzen. Vielmehr bezeichnet die Börse »eine Einrichtung des modernen Großhandelsverkehrs« (GASS, 256), ohne die die ständige Ausweitung von Produktion, Verkehr und Handel nicht möglich wäre – also alles das, was man heute unter ›Globalisierung‹ fasst. Weber schildert die Entstehungsweise der modernen Tausch- und Verkehrswirtschaft in Abgrenzung zur traditionellen Bedarfsdeckungswirtschaft und die Börse als Marktgeschehen, in dem Angebot und Nachfrage sich finden sollen. Er skizziert mit Hilfe von Beispielen die verschiedenen Arten der Börse wie die Produkten-, Effekten- und Wechselbörse,

um auch die wachsende Unpersönlichkeit der sozialen Beziehungen zu schildern, ganz auf der Linie der Argumentation, die Karl Marx im *Kapital* angelegt und Georg Simmel in seiner von Weber sehr geschätzten *Philosophie des Geldes* weiter ausgearbeitet hatte. Er schildert die Genese der Börse sowie deren Träger wie Makler und Börsenhändler, vergleicht die deutsche Börse mit ausländischen Einrichtungen etwa in England, Amerika und Frankreich und analysiert die wichtigsten deutschen Börsen in Hamburg und Berlin.

Im zweiten Teil beschäftigt sich Weber expressis verbis mit der Spekulation und ihren verschiedenartigen Erscheinungsweisen. Dieser Spekulationsmechanismus besteht darin, zeitlich-räumliche Differenzen zum Zweck der Gewinnerzielung auszunutzen. Aus seiner Sicht sind nationale Börsen, ihr Geschäftsverkehr und ihre ›Spekulationsprozesse‹ Versuche, im ökonomischen Kampf zwischen konkurrierenden Nationen friedlich die Oberhand zu gewinnen. Wer Spekulation als unmoralisch diskreditiert und bei sich zu Hause verbietet, bezahlt das vermeintlich ›reine Gewissen‹ mit der Abwanderung des Kapitals. Webers Fazit lautet daher:

»Der Durchführung *rein* theoretisch-moralischer Forderungen sind eben, so lange die Nationen, mögen sie auch militärisch in Frieden leben, ökonomisch den unerbittlichen und unvermeidlichen Kampf um ihr nationales Dasein und die ökonomische Macht führen, enge Grenzen gezogen durch die Erwägung, daß man auch ökonomisch nicht *einseitig* abrüsten kann. Eine starke Börse kann eben kein Klub für ›ethische Kultur‹ sein, und die Kapitalien der großen Banken sind so wenig ›Wohlfahrtseinrichtungen‹ wie Flinten und Kanonen es sind. Für eine Volkswirtschaftspolitik, welche *diesseitige* Ziele erstrebt, können sie nur eins sein: *Machtmittel* in jenem ökonomischen Kampf« (GASS, 321 f.).

Die akademische Antrittsrede in Freiburg

Die Studie über die ostelbischen Landarbeiter verschaffte dem jungen Max Weber eine solche Resonanz in den Kreisen von Politik und Wirtschaftswissenschaft, dass ihm daraufhin ein nationalökonomischer Lehrstuhl in Freiburg angeboten wurde. Der Jurist, der nun mit einem Mal Volkswirtschaftslehre unterrichten sollte, legte schwingvoll los und unterbreitete Standpunkt wie Stoßrichtung ›seiner‹ Nationalökonomie. Höhe-, End- und Konfliktpunkt dieser ersten Werkphase ist daher seine stolze und wuchtige akademische Antrittsrede, *Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik* aus dem Jahr 1895. Sie sollte nicht nur für wissenschaftliche Auf-

merksamkeit, sondern auch politisch für Furore sorgen. Weber rekurriert auf seine Landarbeiterstudie und zeigt, wie durch den freien Wettbewerb des Marktes allmählich deutsche durch polnische Wanderarbeiter verdrängt werden. Was vielleicht in ökonomischer Hinsicht ›rational‹ erscheinen mag – der Markt regelt die ethnische Komposition in einer Region –, ist für Weber politisch irrational, weil ein Zeichen des Verfalls des ›Deutschtums‹ im Osten des Reiches.

Dieser empirische Aufhänger dient ihm indes nur dazu, den ›Wertmaßstab‹ seiner Disziplin offenzulegen und die Aufgaben der Zukunft zu umreißen. Stoßrichtung einer ›Volkswirtschaftspolitik‹ kann für ihn nur der nationale Machtstaat und die ›Größe‹ Deutschlands sein. »Wir müssen begreifen, daß die Einigung Deutschlands ein Jugendstreich war, den die Nation auf ihre alten Tage beging und seiner Kostspieligkeit halber besser unterlassen hätte, wenn sie der Abschluß und nicht der Ausgangspunkt einer deutschen Weltmachtspolitik sein sollte« (GPS, 23). Weber, als Mitglied der jüngeren Generation der historischen Schule, will partout »das harte Schicksal des politischen *Epigonentums*« (ebd., 21) ablegen. »Wir, mit unserer Arbeit und unserem Wesen, wollen die Vorfahren des Zukunftsge schlechts sein« (ebd., 13).

Um dieser heroischen Aufgabe gewachsen zu sein, muss man erst einmal mit den üblichen und das heißt englisch-utilitaristischen Wirtschaftszielen aufräumen, also »der vulgären Auffassung« »über Rezepte für die Beglückung der Welt« wie etwa »die Besserung der ›Lustbilanz‹ des Menschendaseins«, sei es gemessen über »das technisch-ökonomische Problem der Gütererzeugung«, also »Produktivität« oder »Effizienz«, sei es orientiert an dem »Problem der Güterverteilung, der ›sozialen Gerechtigkeit‹« (ebd., 12 f.). Ähnlich wie vor ihm Friedrich Nietzsche, hat Weber für solche Ziele nur Hohn und Spott übrig, die in seinen Augen als Maßstab eines »weichen Eudämonismus« (ebd., 24) anzusehen sind.

»Für den Traum von Frieden und Menschenglück steht über der Pforte der unbekanntes Zukunft der Menschengeschichte: *lasciate ogni speranza*. Nicht wie die Menschen der Zukunft sich *befinden*, sondern wie sie *sein* werden, ist die Frage, die uns beim Denken über das Grab der eigenen Generation hinaus bewegt, die auch in Wahrheit jeder wirtschaftspolitischen Arbeit zugrunde liegt. Nicht das Wohlbefinden der Menschen, sondern diejenigen Eigenschaften möchten wir in ihnen emporzüchten, mit welchen wir die Empfindung verbinden, daß sie menschliche Größe und den Adel unserer Natur ausmachen« (ebd.).

Was das heißen mag, macht Weber unmissverständlich klar: »Nicht Frieden und Menschenglück haben wir unseren Nachfahren mit auf den Weg zu geben, sondern den *ewigen Kampf* um die Erhaltung und Emporzüchtung unserer nationalen Art« (ebd., 14).

In Webers Augen geht es also nicht um die heutigen, global geltenden Wirtschaftsziele der drei »W« – Wachstum, Wohlstand, Wohlfahrt –, sondern einzig und allein um das »Maß des Ellenbogenraums« (ebd., 14): »*Machtkämpfe* sind in letzter Linie auch die ökonomischen Entwicklungsprozesse, die *Machtinteressen* der Nation sind, wo sie in Frage gestellt sind, die letzten und entscheidenden Interessen, in deren Dienst ihre Wirtschaftspolitik sich zu stellen hat« (ebd.).

Vor diesem Hintergrund gibt es in Webers Augen zwei große Zielsetzungen für Deutschland, aber auch für die Art von ökonomischer Wissenschaft, die er betreiben will: (1) Nach »außen« die Sicherstellung des Großmachtstatus des Deutschen Reiches. Das kann militärisch geschehen, deshalb ist Weber zunächst ein Anhänger der Tirpitzschen Flottenpolitik, vermag sie doch wirtschaftliche Interessen Deutschlands weltweit militärisch zu sichern. Später dann wird er sich vehement gegen die Flottenbaupläne stellen, weil sie mit ausufernden Kriegszielen verbunden sind, die er für unrealistisch hält. Weltmachtpolitik ist aber auch »ökonomisch« gesehen *Weltmarktpolitik* – insofern geht es nicht um territoriale Räume, sondern um Absatzräume. Ganz im Geiste des Kolonialismus und Imperialismus dieser Zeit ist Weber – gegen Bismarcks Zurückhaltung – für die Eroberung überseeischer Kolonien. Er begründet damit eine Position, die man als »liberalen Imperialismus« (vgl. Mommsen 1974b, 37 ff.) bezeichnen könnte. Solange es noch weiße Flecken auf der Landkarte gibt, gilt es sie zu besetzen. Weber war überzeugt, dass einer Politik der Expansion – der globalen Landnahme – seitens der Industrienationen eine Politik der ökonomischen Stagnation und politischen Schließung folgen würde, nämlich dann, wenn die Welt unter den mächtigen Nationen aufgeteilt wäre. Jede Nation hätte dann nur noch die Märkte zur Verfügung, die zu ihrem politischen Einflussbereich gehören. (2) Nach »innen« ging es Weber um den Prozess der inneren Einigung, den Bismarck trotz all seiner Verdienste nicht geschafft hatte. Die Frage, die sich Weber stellt, ist nun, welche Klasse in Deutschland die politische Führung übernehmen könnte, um die Problematik der politischen und sozialen Integration zu lösen. In seinen Augen

kommen für diese Aufgabe drei Klassen in Frage: Adel, Bürgertum oder Arbeiterschaft. Wann entsteht der Anspruch auf politische Führung bei einer Klasse? »Die *Erlangung ökonomischer Macht* ist es zu allen Zeiten gewesen, welche bei einer Klasse die Vorstellung ihrer *Anwartschaft auf die politische Leitung* entstehen ließ« (ebd., 19).

Tatsächlich stützt sich das Deutsche Reich auf den Stand der Junker, und Bismarck war einer von ihnen. »Sie haben ihre Arbeit geleistet und liegen heute im ökonomischen Todeskampf, aus dem keine Wirtschaftspolitik des Staates sie zu ihrem alten sozialen Charakter zurückführen könnte« (ebd., 19). Der preußische Adel hat in Webers Augen seine Schuldigkeit getan, ist jetzt aber nur noch ein Hemmschuh einer modernen und machtvollen Entwicklung Deutschlands. Was ist mit seiner eigenen Klasse? »Ich bin ein Mitglied der bürgerlichen Klassen, fühle mich als solches und bin erzogen in ihren Anschauungen und Idealen« (ebd., 20), bekennt Weber unbefangen, um die Führungskraft seiner Klasse doch arg in Zweifel zu ziehen. Denn das Bürgertum und die nationalliberale Partei segelte im Schlepptau von Bismarck gegen die Katholiken sowie gegen das »rote Gespenst« der Sozialdemokratie und hatte es sich gemächlich eingerichtet im Deutschen Reich. »Und nachdem so die Einheit der Nation errungen war und ihre politische »Sättigung« feststand, kam über das aufwachsende erfolgstrunkene und friedensdurstige Geschlecht des deutschen Bürgertums ein eigenartig »unhistorischer« und unpolitischer Geist. Die deutsche Geschichte schien zu Ende« (ebd., 21). So träumt das Großbürgertum eher von einem neuen Cäsar, der sie obrigkeitlich führen könnte, statt seine liberalen Hausaufgaben zu erledigen: die Parlamentarisierung und Demokratisierung Deutschlands. Die Arbeiterschaft hat zwar ökonomisch enorm aufgeholt, ist aber politisch unreif geblieben, was Weber vor allem am Zustand der Sozialdemokratie abliest.

»Allein sie sind unendlich harmloser, als sie selbst sich erscheinen, es lebt in ihnen kein Funke jener katilinischen Energie der *Tat*, aber freilich auch kein Hauch der gewaltigen *nationalen Leidenschaft*, die in den Räumen des Konventes wehten. Kümmerliche politische Kleinmeister sind sie, – es fehlen ihnen die großen *Machtinstinkte* einer zur politischen Führung berufenen Klasse« (ebd., 22).

Was nottut, ist »eine ungeheure *politische Erziehungsarbeit*« (ebd., 24) des gesamten Volkes, wenn es sich seiner weltpolitischen Vision und Mission gewachsen zeigen sollte.

Das nationalistische Pathos, die wilde Sehnsucht nach Größe, die Kampfrhetorik, die Schroffheit des Tons und die Härte des Urteils mögen uns heute nach den ernüchternden Gewalt- und Zerstörungserfahrungen des 20. Jahrhunderts schockieren, auf jeden Fall befremden. Man muss freilich diese Position aus dem Geist der Zeit heraus beurteilen. In der Ära des Nationalismus, des Kolonialismus und Imperialismus in politischer Hinsicht und der Industrialisierung und des an Fahrt gewinnenden Industriekapitalismus in ökonomischer Hinsicht schien es die *ultima ratio* zu sein, sein eigenes Land in der Weltmacht- und Weltmarktkonkurrenz vorteilhaft zu positionieren. Deutschland war ökonomisch groß und stark geworden, blieb aber politisch und kulturell unsicher, was seinen Platz in der Weltgeschichte anging. Die *verspätete Nation* (Plessner) verfügte weder über eine selbstbewusste aristokratische noch eine echte bürgerliche Tradition, auf die es zur souveränen Selbstbehauptung in der Welt hätte zurückgreifen können. Weber sieht Traum und Realität dieser Größe, weiß aber, dass es damit nicht getan ist. Vor allem hat er ein Auge für die Konfliktlinien, die zur Selbstblockade des Wilhelminischen Reiches führen: Der Kampf wogt zwischen dem Traditionalismus des Adels, der an agrarisch-feudalen Produktionsweisen hängt, und dem Industrialismus der Bourgeoisie, die sich ökonomisch bereichert und dann eher aristokratisiert, als dass sie ihren politischen Kampf zur Parlamentarisierung und Demokratisierung der Gesellschaft zu Ende führt. Dazwischen steht das starke Zentrum als katholische Partei, deren Hintergrund der Ultramontanismus einer sich als stark gerierenden katholischen Kirche in Rom ist. Zudem fühlen sich konservative und liberale Kreise gleichermaßen in ihrer Stellung und in ihren Privilegien bedroht vom Erstarken des Sozialismus, den die unaufhaltsamen Erfolge der sozialdemokratischen Partei anzeigen.

Unter dem Banner nationaler Größe und im Zeichen eines liberalen Imperialismus hofft Weber, die verfeindeten Klassen und Gruppen des Wilhelminischen Reiches zu versammeln und unter dieser Mission wie Vision zu einigen. Die politische Programmatik, die seine Antrittsvorlesung wie ein roter Faden durchzieht, sollte freilich vergeblich bleiben und Weber trotz seines nie abreißen lassen Faibles für die Politik vollends in die Arme der Wissenschaft treiben. Max Weber, der Staatsmann mit Weitblick und potentielle Führer eines geeinten Deutschlands, wurde schließlich Gelehrter.

Die zweite Phase (1904–1910)

Nach diesem furiosen, kraftvollen Beginn wurde Weber erst einmal krank; sicherlich auch infolge des Konflikts mit seinem Vater. Von 1898 bis 1903 verstummte die machtvolle Stimme des hoffnungsvollen Nachwuchswissenschaftlers. An ernsthaftes Arbeiten war nicht zu denken, und 1903 befreite er sich vollends von der Last einer Universitätsprofessur. Erst mit der Lösung vom Beruf erfüllte ihn wieder die Berufung als Wissenschaftler, und er wurde Privatgelehrter. Vier thematische Schwerpunkte stehen im Zentrum dieser zweiten Phase seines Schaffens: (1) Die Logik und Methodik der Kultur- und Sozialwissenschaften; (2) das Verhältnis von Religion und Wirtschaft anhand des Studiums von Protestantismus und Kapitalismus; (3) die Fortsetzung seiner Untersuchungen zur Arbeiterschaft, hier der Industriearbeiter und der Psychophysik der Arbeit; (4) die Russland-Studien im Gefolge der ersten russischen Revolution von 1905.

Methodologie der Kultur- und Sozialwissenschaften

Weber selbst verstand sich stets als ein Jünger der historischen Schule der Nationalökonomie im Gefolge von Gustav Schmoller und Adolph Wagner, also der Richtung, die man heute als den institutionellen Ansatz der Ökonomie bezeichnen würde. Dennoch sah er sofort, dass die Grenznutzenschule von Carl Menger, Léon Walras und Vilfredo Pareto die Wirtschaftswissenschaften revolutionieren würde. Es war hier nämlich eine mathematisierbare Grundlage für eine theoretische Axiomatik geschaffen worden, welche die Chance bieten sollte, die Ökonomie zu einer quantitativ-erklärenden Wissenschaft auszubauen. Die Wirtschaftswissenschaft würde also in der Methode und Methodologie den Naturwissenschaften folgen können. Die große Frage, die sich im ersten großen Methodenstreit zwischen historischer und theoretischer Schule stellte, lautete folgerichtig: Verstehen oder Erklären? Was ist die richtige Methode? Webers Antwort besagte: weder-nach. Seine Lösung lautete sowohl-als-auch: nämlich Erklären und Verstehen.

Um zu dieser Lösung vorzudringen, vertiefte sich Weber nach seiner Krankheit in die philosophischen und wissenschaftstheoretischen Diskurse seiner Zeit. Das Resultat dieser Bemühungen um Logik und Methodik der Kultur- und Sozialwissenschaften publizierte Marianne Weber im Jahr 1922 unter dem Fichteschen Titel der *Wissenschaftslehre*. Dieser Titel

ist denkbar glücklich gewählt, weil er Max Webers Intention kongenial trifft. Denn Weber will weder Philosoph noch Wissenschaftstheoretiker werden, sondern vertieft sich in den Methodenstreit seiner Zeit nur so weit, wie er seine eigene, in seinen frühen Studien bereits intuitiv benutzte Methode methodologisch ausarbeiten und rechtfertigen kann. Diese begrenzte, aber klare Zielsetzung kommt in den theoretisch anspruchsvollen Artikeln der *Wissenschaftslehre* deutlich zum Ausdruck. Der wichtigste Beitrag ist sein berühmter *Objektivitätsaufsatz* von 1904, den Weber gleich in der ersten Nummer des von ihm mit Edgar Jaffé und Werner Sombart übernommenen *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* publiziert, um die Richtung der Zeitschrift anzudeuten.

Wenn wir recht sehen, geht Weber in der *Wissenschaftslehre* in drei Schritten vor. Zunächst destruiert er ganz im Geist von Nietzsche sämtliche ›Ismen‹, wie sie typisch für die Denkweisen des 19. Jahrhunderts waren. Folglich lehnt er den Materialismus wie den Idealismus, den Positivismus wie den Empirismus, den Evolutionismus wie den Historismus als einseitige Positionen ab. Alle diese Ismen führen methodisch wie methodologisch in die Sackgasse. Sodann knüpft Weber an der Unterscheidung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften an, wie sie Wilhelm Dilthey in seiner *Einleitung in die Geisteswissenschaften* (1990) getroffen hatte, bzw. zwischen nomothetischer und idiographischer Methode, wie Wilhelm Windelband (1894) in seiner Rektoratsrede *Geschichte und Naturwissenschaft* den Unterschied genannt hatte. Die Naturwissenschaften nutzen als Mittel die nomothetische Methode, um ihr Ziel der Erklärung durch die Aufstellung von Naturgesetzen zu erreichen. Die Geisteswissenschaften hingegen bedienen sich des Mittels der idiographischen Methode, um ihrem Ziel des Verstehens durch phänomenologische Beschreibung des Sinnes und der Bedeutung näherzukommen. Max Weber indes schwebt für seine Kultur- und Sozialwissenschaften ein dritter Weg vor, also weder Naturwissenschaft noch Geisteswissenschaft, weder nomothetische noch idiographische Methode, sondern Erklären und Verstehen.

Diesen dritten Weg gewinnt er durch Anlehnung an die südwestdeutsche Schule des Neukantianismus, und hier vor allem, indem er den Arbeiten von Heinrich Rickert und Emil Lask folgt. Rickert hatte zwischen Naturwissenschaften, die als Gesetzeswissenschaften angelegt sind, und den Kulturwissenschaften unterschieden, die sich als Wirklichkeitswissenschaft verstehen. Das logische Ideal der

Naturwissenschaften besteht in einem System allgemeingültiger Begriffe und Gesetze. In den Geisteswissenschaften hingegen geht es um die Erkenntnis der Wirklichkeit in ihrer qualitativ individuellen Eigenart. Im ersten Fall ist das Vorbild die reine Mechanik, im zweiten Fall die historische Erkenntnis. Das Ziel ist zum einen die Trennung des Wesentlichen vom Besonderen, zum anderen die Trennung des Wesentlichen vom Zufälligen. Das logische Mittel, um dieses Ziel zu erreichen, ist die Verwendung von Begriffen mit stets größerem Umfang und deshalb stets kleinerem Inhalt in den Naturwissenschaften, der Bildung von Relationsbegriffen mit stets größerem Inhalt und stets kleinerem Umfang in den Geisteswissenschaften. Das Produkt im ersten Fall sind Gesetze, also Relationsbegriffe von genereller Geltung, im zweiten Fall individuelle Dingbegriffe von universeller, d.h. historischer Bedeutung. Der Fokus im ersten Fall ist das ›Gattungsmäßige‹, im zweiten Fall der historische Charakter der konkreten Wirklichkeit.

Max Weber folgt weder dem Positivismus von Carl Menger, obwohl er an der Bedeutung der Kausalanalyse in den Kultur- und Sozialwissenschaften keinen Moment zweifelt. Noch kann er sich mit dem Historismus anfreunden, wie er in der Schmollerschule vorherrscht. Und das, obwohl er mit Nachdruck an der Besonderheit, Individualität, also Eigenart und Einzigartigkeit der zu untersuchenden Phänomene festhält. Seine eigene Alternative liegt quer dazu, bzw. er versucht, die beiden idealtypischen Pole zu integrieren. Aber wie?

Zunächst wäre es ein grobes Missverständnis, Weber, den Verfechter einer verstehenden Soziologie, als Gegner kausaler Analysen zu positionieren. Im Gegenteil: Die Kausalanalyse gilt ihm als selbstverständlicher Bestandteil jeglichen erklärenden Verstehens. Nur warnt er vor einer Überschätzung von Gesetzeswissen. Unabhängig davon, ob und inwiefern es Gesetze im sozialen Leben gibt und wir sie entdecken können, helfen sie uns im Alltagsgeschäft soziologischen Verstehens nur bedingt weiter. Tatsächlich wäre die Feststellung von Ursache-Wirkungs-Relationen, von ›Gesetzen‹ und ›Faktoren‹ nur eine Vorarbeit. Als nächster Schritt hat die individuelle Anordnung der »Faktoren« sowie die Aufdeckung ihrer Bedeutsamkeit und ihres konkreten Zusammenwirkens zu erfolgen. Sodann muss man sich um eine historische Erklärung ihrer Entstehung bemühen, um schließlich »die Abschätzung möglicher Zukunftskonstellationen« (WL, 175) vorzunehmen:

- die Kausalanalyse,
- die individuelle Konstellationsanalyse,
- die genetische Analyse und
- die projektive Zukunftsanalyse.

Erst diese vier Schritte zusammengenommen, so Weber, können einer sozialwissenschaftlichen Erklärung genügen, die von einem umfassenden Verständnis für das fragliche Phänomen zeugt.

Diesen Ansatz fundiert Weber durch seine Lehre vom Verstehen des subjektiv gemeinten Sinns, durch die Methode des Idealtyps, die scharfe Begriffe genereller und individueller Natur zu bilden erlaubt, und durch seine Forderung nach einer werturteilsfreien Kultur- und Sozialwissenschaft. Die Position, die Weber nach der Jahrhundertwende gewinnt, könnte man zusammenfassend als »eine *wertfreie*, zugleich *theoriegeleitete* und *verstehende historische Kulturwissenschaft*, die der Kantschen Erkenntnislehre folgt« (Schluchter 2009, 221) bezeichnen.

Die Eigenart und Einzigartigkeit von Webers methodologischer Position dürfte schon von seinen Zeitgenossen kaum verstanden worden sein, zumal ihnen das Ensemble der *Wissenschaftslehre* ja nicht vor Augen stand. Weder die Nationalökonomie seiner Zeit noch die spätere ist ihm darin gefolgt. Vielmehr hat sich im Gefolge der Grenznutzenrevolution die theoretisch-quantitative Klassik und Neo-Klassik in den Wirtschaftswissenschaften auf ganzer Linie durchgesetzt, obgleich seit den 1990er Jahren in der Makroökonomie eine Renaissance des institutionellen Ansatzes zu beobachten ist. Auch die Soziologie hat Webers Methodologie nicht umgesetzt. Vielmehr folgt der Mainstream der Sozialwissenschaften, die sogenannte »Variablen-Soziologie«, einem ausgedünnten quantitativen Modell-Ideal, in dem Korrelationen gern als Kausalitäten interpretiert und durch immer ausgefeiltere quantitative Methoden Einflüsse erklärungstechnisch isoliert werden. Diese Art von Soziologie orientiert sich am naturwissenschaftlichen Vorbild und versucht, die soziale Wirklichkeit in positivistischer und empiristischer Manier abzubilden. Die Kantsche Erkenntnislehre, die von einem chronischen Hiatus zwischen Begriff und Begriffenem ausgeht, wird dabei abbildtheoretisch unterlaufen. Daneben gibt es eine Reihe qualitativer Ansätze phänomenologischer, interaktionistischer und ethnomethodologischer Natur, die am Verstehen ansetzen, aber Erklären in einem naturwissenschaftlich verstandenen Sinn ablehnen. Am ehesten ist noch die Geschichtswissenschaft (Kocka 1986) der Weberschen Metho-

dologie verpflichtet, zumal sie mit dem Problem klarer Begriffsbildung und der historischen Zurechnungsproblematik konfrontiert ist.

Die protestantische Ethik

Im Jahre 1904/05 erscheint Max Webers wohl berühmtester Text, *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, der die Methodologie seines Ansatzes überzeugend umsetzt. Dieser Text wird eine Kontroverse auslösen, die bis zum Jahr 1910 reicht. Die Grundidee indes ist denkbar einfach. Ausgangspunkt von Webers Überlegungen ist die axiologische Kehre im Verhältnis des Menschen zur Arbeit. In traditionellen Gesellschaften arbeiten die Menschen, um zu leben. In modernen, kapitalistischen Gesellschaften scheint es so, als ob die Menschen lebten, nur um zu arbeiten. Wie kommt das? Weber hatte in den antiken Gesellschaften keinerlei Verherrlichung der Arbeit feststellen können – sie erschien als notwendiges Übel. Webers Intuition lautet: Es muss zu einer Aufwertung von Arbeit und Beruf gekommen sein, die zumindest in der Anfangszeit dem Kapitalismus – jenem »perversen« Arbeitsregime – zu seinem Durchbruch verholfen hat. Das lenkt Webers Aufmerksamkeit auf die Reformation, und hier vor allem auf die puritanischen Sekten, insbesondere den Calvinismus.

Seine These konstatiert eine »Wahlverwandtschaft« (nicht: Kausalität) zwischen dem Puritanismus als asketischem Protestantismus und dem Geist des Kapitalismus. Nach Calvins Auffassung herrscht die Prädestinationslehre. Dank Gottes unergründlichem Ratschluss steht die Erlösung von jeher fest und damit die Antwort auf die Frage, wer in den Himmel kommt und wer in die Hölle. Streng genommen führt dies bei den Gläubigen zu einer Haltung des *Fatalismus*, wenn da nicht die seelsorgliche Praxis von Richard Baxter wäre, die (1) jedem Gläubigen rät, sich für erwählt zu halten und (2) seine gesamte Lebensführung einem Gott wohlgefälligen Leben zu weihen, was sich vor allem in weltlichen Berufs- und Verdiensterfolgen manifestieren soll. In Webers Augen münzt das den Fatalismus in *Aktivismus* um und etabliert eine methodisch-rationale Lebensführung auf der Basis innerweltlicher Askese. Diese strenge Berufsethik formt den Geist des Kapitalismus, die dieser Wirtschafts-, Gesellschafts- und Lebensform zu ihrem Durchbruch verhilft. »Diese *Rationalisierung* der Lebensführung innerhalb der Welt im Hinblick auf das Jenseits war die Wirkung der *Berufskonzeption* des asketischen Pro-

testantismus« (RS I, 163). Einmal eingerichtet als System, benötigt der Kapitalismus diese puritanischen Stützen nicht mehr. Vielmehr selegiert der Kapitalismus auf der Basis von säkularem Wettbewerb und Konkurrenz jene Typen von Unternehmern und Arbeitnehmern, die er braucht.

Webers bemerkenswerte Studie ist sicherlich aus vier Gründen zu einem Klassiker geworden (Dülmen 1988; Kaesler 2004; Lehmann/Roth 1993; Schluchter 1988; Schluchter/Graf 2005; Seyfarth/Sprondel 1973): (1) Die *Protestantische Ethik* illustriert in kongenialer Weise Webers Methode: die klar geschnittene Problemstellung, das erklärende Verstehen, das idealtypische Verfahren auf strikt wertfreier Grundlage. (2) Die Studie ist als eine bewusst »einseitig spirituellistische Kultur- und Geschichtsdeutung« angelegt, die, um »das Maß der Kulturbedeutung des asketischen Protestantismus« (RS I, 205) tatsächlich zu ermitteln, »in die Gesamtheit der Kulturentwicklung« (ebd., 206, Fn 1) eingebettet werden müsste. Das trägt ihm den Spitznamen »bürgerlicher Marx« ein, der angetreten ist zu zeigen, dass der ›Überbau‹ (Kultur und Religion) durchaus die ›Basis‹ (Wirtschaft und Kapitalismus) beeinflussen kann. Materialistische und idealistische Geschichtsbetrachtung sind in Webers Augen gleich möglich, wenn man sie als Vorarbeit und nicht als letztes Wort in dieser Sache ansieht. Weber wird deshalb in seiner dritten Werkphase zu einer groß angelegten *Wirtschaftsethik der Weltreligionen* ausholen, um die bewusste Einseitigkeit der *Protestantischen Ethik* durch Einbettung in diesen größeren Kontext zu beseitigen. (3) Die Studie leistet einen Beitrag zu der Frage, wie Ideen in der Geschichte wirksam werden. Nicht ›intentione recta‹, also direkt und eins-zu-eins im Verhältnis von Idee und Realität, sondern indirekt und häufig genug mit unintendierten Folgen und perversen Effekten, die dazu angetan sind, die Idee in der Wirklichkeit zu diskreditieren. Weber nennt das »die Paradoxie der Wirkung gegenüber dem Wollen«, denn natürlich hatten die reformierten Kirchenväter nicht vor, den Kapitalismus einzuführen, der seinerseits zur Säkularisierung und Entzauberung der Welt, mithin also zur Unterminierung des Glaubens beigetragen hat. (4) Wenngleich in der mehr als hundertjährigen Rezeption der Studie Weber viele historische und empirische Fehler nachgewiesen wurden, bleibt sie in ihrer kühnen und kongenialen Anlage ein Musterbeispiel für eine historisch-vergleichende Konstellationsanalyse.

Heinz Steinert (2010) hat sich deshalb zu dem bis-sigen Buchtitel *Max Webers unwiderlegbare Fehlkon-*

struktionen hinreißen lassen; und nach der Einschätzung Dirk Kaeslers (2004) soll es sich hierbei um eine »große Meistererzählung der Moderne« handeln, die ihrerseits das Zeug zu einem modernen Mythos haben könnte.

Die Industriearbeiterstudie und die Psychophysik der Arbeit

Nach der Studie zu den Landarbeitern nahm sich der Verein für Socialpolitik als nächstes eine Enquete zur Industriearbeit vor, denn Deutschland war dabei, sich rapide in eine Industriegesellschaft zu verwandeln. Zudem schürten die politischen Aktivitäten von Arbeiterbewegung, Gewerkschaften und Sozialdemokratie die Angst vor einer proletarischen Revolution, welche die etablierte Sozialordnung aus Adel und Bürgertum hinwegfegen würde. In dieser Zeit wurde die Figur des Proletariers zu einem legendären Dämon, der die entstehende Industriegesellschaft verfolgen sollte – eine Prominenz und Visibilität, die sein ländliches Gegenstück niemals zu erreichen hoffen durfte. Auch die junge Disziplin der Soziologie tat das ihre, um zu der Schiefelage in der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit zwischen ländlich-agrarischer und städtisch-industrieller Arbeit beizutragen, konzentrierten sich doch Theoriebildung und empirische Analyse auf Geburt, Lage und Schicksal des Proletariats.

Seit 1907 führte der Verein für Socialpolitik eine Übersicht in den wesentlichen Bereichen der Industrie durch, deren Ergebnisse in sieben Bänden zwischen 1910 und 1915 publiziert wurden. Max Weber verfasste im Jahr 1908 eine *Methodologische Einleitung für die Erhebung des Vereins für Socialpolitik über Auslese und Anpassung (Berufswahl und Berufschicksal) der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie* (GASS, 1–60), wie die berühmte Einführung in vollem Wortlaut heißt. Dort entwickelte er eine Fragestellung für diese Untersuchungen, deren thematische Ausrichtung seine eigene Vorgehensweise und sein Interesse am Thema der Arbeit anschaulich widerspiegelt:

»Die gegenwärtige Erhebung versucht festzustellen: einerseits, welche Einwirkung die *geschlossene Großindustrie* auf persönliche Eigenart, berufliches Schicksal und außerberuflichen ›Lebensstil‹ ihrer Arbeiterschaft ausübt, welche physischen und psychischen Qualitäten sie in ihnen entwickelt, und wie sich diese in der gesamten Lebensführung der Arbeiterschaft äußern, – andererseits: inwieweit die Großindustrie ihrerseits in ihrer Entwicklungsfähigkeit und Entwicklungsrichtung an gegebene, durch ethnische, soziale, kulturelle Pro-

venienz, Tradition und Lebensbedingungen der Arbeiterschaft erzeugte Qualitäten derselben gebunden ist« (ebd., 1).

Weber spitzt diese allgemeine Problemstellung auf zwei Fragen zu: (1) Welche Kategorie von Arbeitern mit welcher Art von Fachqualifikationen wird vorzugsweise rekrutiert und welche Kategorie riskiert typischerweise den Ausschluss vom industriellen Arbeitsregime? (2) Wie hängen die typischen Rekrutierungsmuster von Ausmaß und Art des Kapitals der jeweiligen Industrie ab? Weber verweist auf die wesentliche Triebkraft zur kapitalistischen Rationalisierung der Arbeitsorganisation: die ›organische Zusammensetzung‹ des konstanten Kapitals (Produktionsmittel) und des variablen Kapitals (lebendige Arbeitskraft) in einem Betrieb. Karl Marx und Max Weber benutzen gleichermaßen das Konzept der ›organischen Zusammensetzung des Kapitals‹, um diesen zentralen Punkt zu klären. Je mehr Kapital in die technische Infrastruktur investiert wird, desto stärker die Tendenz, menschliche Arbeitskräfte durch eine Maschine zu ersetzen. Ganz auf der Linie mit den Erkenntnissen der heutigen Arbeitssoziologie (vgl. Böhle u. a. 2010) nimmt Weber ein dichotomes Muster an: Je weniger qualifiziert ein Arbeiter ist, desto eher wird er Gefahr laufen, durch eine Maschine ersetzt zu werden. Und umgekehrt: Je qualifizierter, desto unersetzlicher wird ein Arbeiter sein und desto mehr Schutz kann er gegen die Tendenz zu technologischer Rationalisierung aufbieten. Diese Einsicht haben in jüngerer Zeit Robert Reich (1991) und Manuel Castells (2001) reformuliert und in der Unterscheidung von »generic worker« und »symbolic analyst« gefasst.

Webers wachsendes Interesse am Zusammenspiel zwischen technologischer und sozialer Arbeitsteilung im Betrieb und den Charaktereigenschaften der Arbeiterklasse führt ihn schließlich zu Fragen nach den physiologischen und psychologischen Bedingungen und Folgen von Problemen wie Ermüdung am Arbeitsplatz, Erholung, Konzentration, Habitualisierung, Praxis etc., um die psycho-physiologischen Bedingungen der Arbeitsproduktivität genauer zu untersuchen. Er ist so begeistert von der physiologischen und psychologischen Seite der technischen Arbeitsteilung, dass er eine *Psychophysik der Arbeit* (vgl. GASS, 61–255) schrieb, welche die zeitgenössische wissenschaftliche Literatur zu diesem Thema diskutiert. In diesen Arbeiten erscheint Weber als Vorläufer des Taylorismus, gleichsam als ein Fordist avant la lettre. Doch hinter dieser technischen Seite der Strukturierung des Arbeitsprozesses

und parallel dazu der Arbeitsorganisation lugte stets sein humanistisches Interesse hervor an dem Typus von Mensch, den die Arbeiterklasse im Industriekapitalismus ausbilden würde.

Wie diese zweite Phase von Webers Schaffen zeigt, legt er mit der Methodologie der Kultur- und Sozialwissenschaften und der Studie über die *Protestantische Ethik* die Grundlagen für seine verstehende Soziologie, wie wir sie heute kennen und als eigenständiges »Weber-Paradigma« anerkennen. Die Fragestellung der Industriearbeiterstudie macht zudem klar, wie Weber das Verhältnis von Gesellschaft und Individuum zu fassen bestrebt ist. Stets geht er von der äußeren Verfassung oder Organisation aus, also der Sozialstruktur und den Institutionen einer Gesellschaft, um dann die Effekte auf die innere Eigenart von Personen und Gruppen zu erfassen, wie etwa Beruf und Berufung, wenn wir an die Puritaner denken, oder eben die Lebensstile und die Lebensführung der Menschen ganz allgemein. Genauso definiert Weber auf den Verhandlungen des Vereins für Socialpolitik 1905 in Mannheim, wo es um das Arbeitsverhältnis in Großbetrieben geht, seinen ›Wertgesichtspunkt‹: »Ich konstatiere nun, daß für mich ausschließlich die Frage in Betracht kommt: Was wird ›charakterologisch‹ – um das modische Wort zu gebrauchen – aus den Menschen, die in jene rechtlichen und faktischen Existenzbedingungen hineingestellt sind [...]?« (GASS, 395).

Dieses Muster, »äußere Organisation, innere Lebensführung«, wird Weber beibehalten und etwa für seine berühmten Vorträge über *Wissenschaft als Beruf* und *Politik als Beruf* nutzen. Gleiches gilt auch für seine Projektvorschläge (ebd., 431 ff.) der u. a. von ihm im Jahr 1909 mitbegründeten Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) auf ihrem ersten Soziologentag in Frankfurt 1910: Sowohl sein Projektvorschlag für eine Studie über das Zeitungswesen wie für eine Untersuchung des Vereinswesens verfolgen diese Art der Fragestellung. Obgleich Weber von Beginn an aktiv als Schriftführer an der DGS mitarbeitet, zögert er noch, sich selbst als Soziologen zu bezeichnen. Zu dilettantisch und zu werturteilsbeladen erscheint ihm dieses junge Fach, für das er längst Feuer gefangen hat. Obgleich bereits der erste Paragraph des Statuts der DGS auf Drängen Webers die Werturteilsfreiheit verbindlich konstatiert, sollten ihn die leidenschaftlichen Debatten auf dem Soziologentag 1910 und 1912 darüber belehren, dass die deutsche Soziologie vom ›Werten‹ wohl nicht lassen wollte und könnte. Aus Enttäuschung verließ er die DGS im Jahr 1914.

Die dritte Phase (1910–1920)

Das letzte Jahrzehnt von Webers Leben dominieren zwei Großprojekte: *Wirtschaft und Gesellschaft* sowie *Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen*. Der Erste Weltkrieg unterbricht seine Arbeit, und spätestens seit 1917 macht sich Weber intensiv Gedanken über die Neuordnung Deutschlands nach dem Krieg. Da er seit 1918 wieder an der Alma Mater erst in Wien und dann in München lehrt, spiegeln seine Vorlesungen seine Erkenntnis- und Forschungsinteressen wider; am bekanntesten wird die posthum herausgegebene Wirtschaftsgeschichte.

Wirtschaft und Gesellschaft

Dieses große Werk sollte Webers eigentliche Soziologie werden, obwohl das ursprünglich sicher so nicht geplant war. Aber neben der *Protestantischen Ethik* machte *Wirtschaft und Gesellschaft* ihren Autor weltberühmt. Die Vorgeschichte seines *Opus magnum* hingegen ließ sich vertrackt an. Seit dem Jahr 1908/09 schon drängte der Verleger Paul Siebeck Max Weber dazu, die Federführung für die Neuausgabe des *Handbuchs der Politischen Ökonomie* von Gustav Schönberg aus dem Jahr 1882 zu übernehmen. Weber zierte sich zunächst, aber als es nicht mehr nur um eine Neuausgabe, sondern um die Herausgeberschaft für ein neu zu konzipierendes Werk ging, sagte er im Herbst 1908 zu. Das Projekt erhielt den Namen *Grundriß der Sozialökonomik* (vgl. MWG I, 22-1), 1910 schickte Weber den Stoffverteilungsplan an »seine« Autoren und reservierte für sich selbst den Teil *Wirtschaft und Gesellschaft*. Die ersten Teile des »Grundriß« begannen ab 1912 zu erscheinen, nur Webers Beitrag zog sich, er arbeitete von 1910 bis 1920 daran – und wurde nicht fertig.

Immerhin konnte er seinem Verleger eine gegenüber dem ursprünglichen Stoffverteilungsplan erweiterte Fassung in einem Brief vom 30. Dezember 1913 stolz ankündigen. Er habe

»eine geschlossene soziologische Theorie und Darstellung ausgearbeitet, welche alle großen Gemeinschaftsformen zur Wirtschaft in Beziehung setzt: von der Familie und Hausgemeinschaft zum »Betrieb«, zur Sippe, zur ethnischen Gemeinschaft, zur Religion (*alle* großen Religionen der Erde umfassend: Soziologie der Erlösungslehren und der religiösen Ethiken, – was Tröltzsch gemacht hat, jetzt für *alle* Religionen, nur wesentlich knapper), endlich eine umfassende soziologische Staats- und Herrschafts-Lehre. Ich darf behaupten, daß es noch *nichts* dergleichen giebt, auch kein »Vorbild« (MWG I, 22-1, IX).

Diese erweiterte Fassung ging zurück auf seine Arbeiten *Die drei reinen Typen der legitimen Herrschaft* und die *Wirtschaftsethik der Weltreligionen* aus den Jahren 1912 und 1913. Die Absicht, diese Version 1915 erscheinen zu lassen, machte der Kriegsausbruch zunichte. Weber nahm seine Arbeit am *Grundriß der Sozialökonomik* erst wieder 1919 auf. Die Kapitel, die er 1920 noch selbst zum Druck gibt, beweisen, dass er nicht mehr der Gliederung von 1914 folgte. Innerhalb von zehn Jahren unternimmt Weber also drei Anläufe, aus denen dann *Wirtschaft und Gesellschaft* entstand: 1910, 1914 und 1920. Seine Abhandlungen zur *Religionssoziologie*, zur *Rechtssoziologie* und zur *Stadt* passen schon in den Plan von 1914 nicht mehr recht hinein, so dass er 1919/20 erneut ansetzen musste. Drei Kapitel brachte er zum Druck, das vierte Kapitel blieb unvollendet, und über den beabsichtigten Fortgang der Darstellung gibt es nur sehr allgemeine Hinweise. Die von Marianne Weber und Johannes Winckelmann präsentierte Fassung von *Wirtschaft und Gesellschaft* enthält daher Texte aus einem langen Arbeitsprozess, in dem sich Konzeption und Darstellungsart mehrmals änderten (vgl. ebd., X).

Marianne Weber und, ihr folgend, Johannes Winckelmann lösten das Problem der Anordnung von Texten aus verschiedenen Arbeitsphasen und ihrer inneren Zusammengehörigkeit so, dass die späteren, reiferen Fassungen den systematischen und abstrakten ersten Teil, die früheren Versionen hingegen historische und konkrete Illustrationen der abstrakten Begrifflichkeit im zweiten Teil bildeten. Marianne Weber schreibt im Vorwort zur ersten Auflage:

»Während aber im ersten, abstrakten Teil das auch dort überall herangezogene Historische wesentlich als Mittel zur Veranschaulichung der Begriffe dient, so treten nunmehr, umgekehrt, die idealtypischen Begriffe in den Dienst der verstehenden Durchdringung welthistorischer Tatsachenreihen, Einrichtungen und Entwicklungen« (WuG, XXXII).

Die historisch-kritische Gesamtausgabe bricht mit dieser Editionstradition, die Webers Werk seinen Weltruhm verdanken sollte, radikal. *Wirtschaft und Gesellschaft*, wie es Generationen von Lesern studiert haben, gibt es nicht mehr. Dem Prinzip der Werktreue folgend, spalten die Herausgeber der Max Weber-Gesamtausgabe den Textkorpus auf in die Reihe der älteren Manuskripte einerseits und die erste, noch von Weber selbst besorgte Drucklegung seines Beitrages für den *Grundriß der Sozialökonomik* andererseits. Das Ergebnis ist eine Zweiteilung: (1) Die zum Projekt von *Wirtschaft und Gesellschaft*